PICHEGRU.

Walter Scott's
sämmtliche
Werke.

Neu übersetzt.

Neun und dreißigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Zehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von
Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Zehnter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Erstes Kapitel.

Unterwürfiges Benehmen von Venedig. — Napoleons Rede an die venetianischen Abgeordneten. — Er erklärt den Krieg gegen Venedig und umgeher den Befehl des Direktoriums, inne zu halten. — Der große Rath versammelt sich am 31. Mai, bewilligt alles was Napoleon verlangt, und geht schreckensvoll auseinander. — Bedingungen des französischen Generals.

Der Oligarchie war ihr Urtheil gesprochen, ehe noch Buonaparte über die norischen und julischen Alpen zurückging, um dasselbe zu vollstrecken.

In einem aus der Hauptstadt von Obersteiermark an den Doge erlassenen Schreiben machte Napoleon dem Senat die bittersten Vorwürfe darüber, daß er seine Großmuth mit Verrätherei und Undank vergolten habe, und verlangt, daß er durch den Adjudanten, der das Schreiben überbrachte, antworten solle, ob er Krieg oder Frieden wolle. Er bewilligt ihm endlich

nur eine Frist von vierundzwanzig Stunden, um die aufgestandenen Bauern zur Ruhe zu bringen, und sich seiner Gnade zu unterwerfen.

Junot, in den Sitzungssaal des Senats eingeführt, sprach die Drohungen seines Gebieters in dem barschen und rauhen Tone eines von der Pike aufgestiegenen Soldaten aus, und vermehrte dadurch noch den Schrecken der zitternden Nobili. Der Senat antwortete in einer demüthigenden Bittschrift und fertigte einige seiner Mitglieder ab, um den Zorn Napoleons zu besänftigen. Diese Abgeordneten sollten Zeugen eines jener heftigen Ausbrüche seyn, die bei diesem ausserordentlichen Manne nicht selten waren, denen er aber in manchen Fällen geflissentlich den Lauf ließ, um diejenigen, mit denen er zu thun hatte, zu schrecken. „Sind die Gefangenen in Freiheit gesetzt?“ fuhr er sie an, ohne auf ihre Bücklinge zu achten. Sie erwiederten zögernd, sie hätten die in dem Aufstandskriege gefangenen Franzosen, Polen und Brescianer wieder entlassen. Buonaparte schrie: „Ich will alle, — alle haben! auch die, welche wegen ihrer politischen Meinungen verhaftet sind. Ich breche auf, um Eure Kerker bei der Thränenbrücke zu zerstören: — es soll Denk- und Redefreiheit seyn! — Weg mit Eurer Inquisition — wenn die Gefangenen nicht auf der Stelle in Freiheit gesetzt werden, wenn nicht der englische Gesandte entlassen und das Volk entwaffnet wird, so habt Ihr den Krieg! Es stand bei mir, nach Wien

„zu gehen, aber ich habe mit dem Kaiser Friede ge„schlossen. — Ich habe 80,000 Mann und 20 Kano„nenböte. — Von der Inquisition will ich nichts mehr „hören, auch nichts vom Senat! — Ich werde Euch „Euer Gesetz vorschreiben. — Venedig soll an mir sei„nen Attila haben! — Könnt Ihr Euer Volk nicht „entwaffnen, so werde Ich es thun. — Eure Regie„rung ist veraltet, — sie muß vollends zusammen„fallen.“ — —

Als Buonaparte in diesen abgebrochenen, aber doch inhaltschweren Drohworten zu den Abgeordneten, die vor ihm standen, wie der Argantes des italienischen Heldendichters sprach, — als er ihnen zwischen Krieg und Frieden die Wahl ließ, wie ein höheres Wesen, dem alle Gewalt über sie gegeben war, wußte er noch nichts von dem Blutbade zu Verona, noch nichts von dem Umstande, daß die Batterien des Forts Lido auf ein französisches Schiff, das, um zwei österreichischen Kriegsschiffen zu entkommen, in den Hafen einlaufen wollte, Feuer gegeben, dasselbe in Grund gebohrt, den Kapitän und einige Matrosen getödtet hatten. Durch diese neuen Nachrichten mußte der Zorn Napoleons aufs Höchste gebracht werden. Als jetzt die erschreckten Abgeordneten mit der größten Vorsicht etwas von einer Geldbuße fallen ließen, war Napoleons Antwort eines Römers würdig:

„Und könntet Ihr mir alle Schätze von Peru an„bieten, — das ganze Land mit Gold belegen, so

„wäre das noch keine Sühne für das französische „Blut, das treuloser Weise vergossen worden ist!"

Dem zufolge erklärte er am 3ten Mai der Republik Venedig den Krieg; der französische Minister mußte die Stadt verlassen; die französischen Truppen und die neuen italienischen Republiken erhielten zu gleicher Zeit den Befehl, vorzurücken, und überall auf ihrem Wege den geflügelten Löwen von St. Marcus, das alte Zeichen venetianischer Oberherrschaft zu vertilgen. Die Kriegserklärung ist von Palma Nuova datirt.

Schon waren die französischen Truppen an der venetianischen Grenze in Thätigkeit; so auch La Hotze, ein merkwürdiger Mann, der die bewaffnete Macht der neuen italienischen Republiken und die Streitkräfte der Städte Brescia und Bergamo, die gleichfalls nach Unabhängigkeit strebten, befehligte. Er war von Geburt ein Schweizer und ein trefflicher junger Offizier, und damals dem französischen Freiheitsysteme ganz ergeben; doch änderte er in der Folge seine Grundsätze so sehr, daß er, wie wir zu seiner Zeit bemerken werden, in den Reihen der Oesterreicher fiel.

Die erschrockenen Senatoren von Venedig zeigten sich ihrer Altvordern, der Zeno, Dandolo und Morosini, die einst die Christenheit vertheidigt und den Anmassungen des Pabstes mannhaft widerstanden hatten, völlig unwürdig. Sie wußten für sich nichts besseres zu thun, als jene goldenen Besänftigungsmittel, die Napoleon so unsanft abgelehnt hatte, in Paris zu versuchen. Na-

poleon versichert, sie hätten dort mit diesen gewichtigen Gründen Eingang gefunden. Das Direktorium, durch zehn Millionen Franken, die von Venedig in Wechselbriefen nach Paris abgingen, gewonnen, ertheilte seinem General in Italien den Befehl, den alten Senat und die Aristokratie zu verschonen. Allein der Bericht über diese Verhandlung und über die Vertheilung der überschickten Gelder kam mit andern Briefschaften, die zu Mailand aufgefangen wurden, in die Hände Napoleons. Die Regierungsmitglieder, die durch diese Urkunde der Bestechung und der Unterschlagung von Staatsgeldern überführt werden konnten, mußten schweigen, und Buonaparte nahm es auf sich, die erhaltenen Befehle durchaus nicht zu beachten, zunächst unter dem Vorwande, daß dieselben nicht in der gehörigen Form abgefaßt seyen.

Der Senat von Venedig, durch die äußerste Gefahr, in der er sich befand, mehr betäubt als aufgeregt, war am 30sten April in den Gemächern des Doge in einer geheimen Sitzung versammelt, als von dem Befehlshaber der venetianischen Flotille die Meldung einging, daß die Franzosen in der Niederung zunächst den Lagunen, Schanzen aufwürfen — Lagunen nennt man die seichten Kanäle, durch welche die kleinen Inseln, auf denen die amphibienartige Beherrscherin des adriatischen Meeres erbaut ist, von einander und von dem Festlande geschieden werden. — Der wackere Seemann erbot sich zugleich in seiner schlichten Spra-

che, diese Schanzen, noch ehe sie fertig würden, mit seinem Geschütze wegzufegen, so daß es die Versammlung hören könne. Nichts wäre in der That leichter gewesen, als die Lagunen gegen einen Feind zu vertheidigen, der ungeachtet der Prahlereien Napoleon's, auch nicht ein einziges Boot hatte. Allein eine Aebtissin oder ein Nonnen-Konvent wäre durch diesen Vorschlag kaum mehr in Verlegenheit gekommen, als diese entarteten Edlen. Doch ein Gefühl der Scham behielt noch die Oberhand, und der Senat, obgleich vor den Folgen seines Befehls zitternd, wies dem Admiral an, zum Werk zu schreiten. Gleich nach der Ausfertigung dieses Befehls ertönte der Kanonendonner diesseits und jenseits; — die venetianischen Kanonenböte feuerten auf den Vortrab der französischen Armee, der bei Fusina zum Vorschein kam.

Um einen so ominösen Lärm zu beschwichtigen wurden zwei Bevollmächtigte abgefertigt, um bei dem französischen Obergeneral Fürsprache zu thun; damit kein Aufenthalt entstünde, wollte der Doge selbst über das Resultat Bericht erstatten.

Der große Rath ward am 1sten Mai wieder zusammenberufen; todtenbleich und außer Fassung erklärte der Doge, es gebe kein anderes Rettungsmittel, als die Aufnahme einiger demokratischen Elemente in die Verfassung unter der Leitung des Generals Buonaparte; d. h. die ganze Staatsverfassung von Venedig sollte zu den Füßen des Siegers niedergelegt und von ihm

nach seinem Gutdünken umgemodelt werden. Von sechshundert und neunzig Patriziern stimmten nur einundzwanzig gegen den Antrag. Zwar sollten die Bedingungen, zu welchen man sich verstehen wollte, der Durchsicht des großen Raths unterliegen; allein diese Clausel konnte unter diesen Umständen nur dazu dienen, den Schein zu retten; die Unterwerfung mußte als unbedingt und vollkommen betrachtet worden seyn.

In Mitte dieser Niedergeschlagenheit und Verwirrung, die sich der Regierung bemächtigte, suchte ein gewandter Intrigant (der Sekretär des französischen Gesandten in Venedig, dessen Prinzipal abgereist war) die Venetianische Regierung zu dem Akt eines völligen Selbstmords zu vermögen, um Buonaparte die Verlegenheit und das etwaige Aufsehen zu ersparen, das die gänzliche Vernichtung des Daseyns einer Republik machen mußte.

Am 9ten Mai drängten sich, als der Ausschuß des großen Raths in geheimer Berathung bei dem Doge war, zwei Fremde in diese Berathungen ein, die bisher — so argwöhnisch war die Strenge der Oligarchie — wie die überirdischer Wesen erschienen, die diejenigen tödten, welche sie anzublicken wagen. Allein jetzt hatte Niedergeschlagenheit, Verwirrung und Furcht von diesen geheimen und mystischen Kammern alle Wächter entfernt, und diese furchtbaren Gemächer der Oligarchie, wo in frühern Tagen ein Diener oder Liktor der Regierung für zu lautes Auftreten, geschweige

denn für das Kapitalverbrechen, mehr gehört zu haben, als in seine Kenntnisse kommen durfte, mit dem Tode bestraft wurde, der Zudringlichkeit von Fremden Preis gegeben, so war nun alles dieß zu Ende; ohne Widerrede oder Verweis wurde den zwei Fremden gestattet, mit dem Senate in schriftliche Korrespondenz zu treten. Ihr Rath, der den Ton eines Befehles annahm, ging dahin, den beabsichtigten Reformen Frankreichs zuvorzukommen — die gegenwärtige Regierung aufzulösen — ihre slavonischen Soldaten abzudanken — den Freiheitsbaum auf dem Sankt Markusplatz aufzupflanzen, und noch andere volksthümliche Maßregeln ähnlicher Art zu treffen; von denen die geringste noch vor wenigen Monaten demjenigen, der es gewagt hätte, darauf hinzudeuten, den Hals gebrochen hätte.

Ein englischer Satyriker erzählte uns von einem Mann, den sein beredter Freund überredete, sich zu hängen, um sich das Leben zu retten*). Die Geschichte von dem Fall Venedigs rechtfertigt die Kühnheit dieser Satyre. Es läßt sich nicht wohl denken, daß Buonaparte hätte weiter gehen können, noch ist es möglich, daß er hätte weiter gehen wollen, als hier empfohlen wurde.

Da die freundlichen Rathgeber angedeutet hatten, daß die größte Eile von Nöthen sey, so eilte der Ausschuß dergestalt, daß sie drei Tage nach empfangener

*) Doktor Arbuthnot in der Geschichte des John Bull.

Weisung ihr Gutachten dem großen Rathe vorlegten, und mittlerweile bereits die Auflösung ihrer Regierung und die Unterwerfung ihrer Stadt damit begannen, daß sie ihre Flotte abtakelten, und ihre Soldaten abdankten.

Endlich versammelte sich der große Rath am 3. Mai.

Der Doge hatte sich so eben in einer pathetischen Rede über die äußerste Noth, in welche der Staat gekommen, zu verbreiten angefangen, als unordentliche Schüsse aus Feuergewehren gerade unter den Fenstern des Stadthauses fielen. Alle schraken auf in höchster Bestürzung. Einige meinten, die Slavonier plünderten die Stadt; einige, die niedern Volksklassen hätten sich gegen den Adel erhoben; wieder andere meinten, die Franzosen wären in Venedig eingerückt, und in der Plünderung und Zerstörung der Stadt begriffen. Die erschrockenen und furchtsamen Rathsherren untersuchten den wirklichen Grund dieser Störung nicht näher, sondern drängten sich gleich Schaafen auf dem ihnen angewiesenen Wege fort. Sie eilten, ihre alte Regierung alles Ansehens zu berauben, und ihr Todesurtheil zu unterschreiben, — sie thaten noch Alles hinzu, was das Opfer für Buonaparte genehmer machen konnte — sie trennten sich in großer Verwirrung, allein mit der Ueberzeugung, die besten der ihnen zur Dämpfung der Unruhen zu Gebot stehenden Maßregeln getroffen zu haben, indem sie den Wünschen der vorherrschen-

den Partei entgegen kämen. Allein dieß war durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil hatten sie das Unglück, zu finden, daß der Aufstand, wozu das Abfeuern der Gewehre das Signal gab, nicht gegen die Aristokraten, sondern gegen diejenigen gerichtet war, welche die Vernichtung ihrer National-Unabhängigkeit in Vorschlag brachten. Bewaffnete Rotten schrieen: „hoch lebe Sankt Markus, Verderben über die Herrschaft der Fremden!" Andere steckten allerdings dagegen mit der Losung „Freiheit in Ewigkeit" dreifarbige Fahnen auf.

Die abgedankten und meuterischen Soldaten mischten sich in die feindlichen Banden, und bedrohten die Stadt mit Feuer und Plünderung.

In Mitte dieser furchtbaren Verwirrung und während die Parteien aufeinander feuerten, wurde in Eile eine provisorische Regierung ernannt. Man schickte Fahrzeuge ab, um 3000 französische Soldaten in die Stadt zu bringen. Diese besezten den Sankt Markusplatz, wogegen nur wenige Bewohner schrieen: der größere Theil, welcher wahrscheinlich die abscheuliche Tyrannei der alten Aristokratie um nichts weniger fühlte, sah ihren Fall mit traurigem Schweigen an, weil mit den alten Institutionen ihres Vaterlandes, deren Verlust zwar zum größten Theil nicht zu bedauern war, auch die Ehre und die Unabhängigkeit des Staates selbst verloren ging.

Die Bedingungen, welche die Franzosen zugestan-

den, oder vielmehr vorschrieben, waren, so weit sie bekannt wurden, ziemlich gemäßigt. Sie kündigten an, daß die fremden Truppen nur so lange gegenwärtig blieben, als es zur Unterhaltung des Friedens in Venedig nothwendig wäre — sie leisteten Garantie für die Staatsschuld und die Ausbezahlung der Jahrgelder an den verarmten Adel. Sie verlangten zwar die Fortsetzung der Verfolgung gegen den Befehlshaber des Forts Luco, der auf das französische Schiff hatte feuern lassen; allein alle andern wurden begnadigt, und Buonaparte ließ nachmals den Vorfall in Vergessenheit kommen, was vermuthen ließ, daß alle diese Schritte nicht so ernstlich gemeint waren, als man sich den Anschein gab.

Fünf geheime, weniger erfreuliche Artikel waren diesen Bedingungen angehängt. Einer betraf die verschiedenen Länderaustausche, die bereits auf Kosten Venedigs zwischen Oesterreich und Frankreich festgesetzt waren. Der zweite und dritte verlangten die baare Bezahlung von drei Million Franken, und eben so viel an Schiffsgeräth. Ein vierter schrieb die Abtretung von drei völlig ausgerüsteten Kriegsschiffen und zwei Fregatten vor. Ein fünfter verlangte in dem gewohnten Styl der französischen Gier die Auslieferung von zwanzig Gemälden und fünfhundert Manuscripten.

Man wird später finden, welche Vortheile sich die Venetianer durch alle diese unbilligen Bedingungen erkauften. Im Augenblick wußten sie, daß die For-

derungen dahin gingen, die Garantie einer unabhängigen Existenz ihres Staates als einer Demokratie zu erhalten. Mittlerweile mußte die Nothwen... Mittel für die Befriedigung der Raubgier der Franzosen aufzubringen, die provisorische Regierung zu gezwungenen Anlehen ermächtigen, und auf diese Weise beraubten sie, allem Gastrecht zum Trotz, den Herzog von Modena (welcher sich bei dem ersten Eintritt Napoleons in die Lombardei nach Venedig geflüchtet hatte) der ihm noch übrigen Schätze, die sich auf 190,000 Zechinen beliefen.

Zweites Kapitel.

Napoleons Liebes-Correspondenz mit Josephine. — Sein Hof zu Montebello. — Unterhandlungen und Belustigungen daselbst. — Genua. — Revolutionärer Geist der Genueser. — Sie empören sich, werden aber von der Regierung zu Paaren getrieben. — Die Franzosen werden geplündert und eingekerkert. — Buonaparte legt sich ins Mittel, und schreibt ihnen die Umrisse einer neuen Regierung vor. — Sardinien. — Neapel. — Die cispadanische, transpadanische und emilanische Republiken, unter dem Namen der cisalpinischen Republik vereinigt. — Veltlin. — Graubünden. — Veltlin mit der Lombardei vereinigt. — Großer Gewinn Italiens, der italienische Charakter wird durch diese Veränderungen gehoben. — Schwierigkeiten bei Schließung eines Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich. — Das Direktorium und Napoleon haben verschiedene Ansichten. — Der Friedenstraktat von Campo Formio. — Buonaparte verabschiedet sich von der Armee in Italien, um als französischer Bevollmächtigter in Rastadt aufzutreten.

Wenn der Frieden zurückkehrt, bringt er die heimischen Neigungen mit sich zurück, und bietet die Mit-

tel, sich ihnen hinzugeben. Buonaparte fühlte noch als Bräutigam, obgleich er schon länger als zwei Jahre verheirathet war. Ein Theil seines Briefwechsels mit seiner Gemahlin wurde erhalten *) und gibt uns ein seltsames Gemälde eines in der Liebe wie im Kriege gleich feurigen Temperaments. Es wurden Autographie der Briefe gegeben, und es scheint kein Grund vorhanden an ihrer Authenticität zu zweifeln. Folgender Brief mag als Probestück dienen, und vielleicht die Meinung eines großen Rechtsgelehrten bestätigen, daß Liebesbriefe der unaussprechlichste Unsinn von der Welt für alle scheinen, nur nicht für die Person, die sie schreibt und diejenige, die sie empfängt. —

„Durch welche Kunst gelang es Ihnen, alle meine Eigenschaften gefangen zu nehmen, und meine ganze moralische Existenz in Ihnen zu vereinigen? Es ist ein Zauber, meine Liebe, der nur mit meinem Leben enden wird. Zu leben für Josephine ist die Geschichte meines Lebens. All' mein Sehnen geht nur dahin, Ihnen nahe zu seyn. Ich Thor merke nicht, daß ich dadurch die Entfernung zwischen uns vergrößere. Welche Länder, welche Reiche trennen uns! wie viele

*) Er wurde in einem Werke herausgegeben, das den Titel führt: „a Tour through the Netherlands, Holland, Germany, Switzerland, Savoy, and France, in the years 1821 — 2, by Charles Tennant, Esq. Longmann et Co. London, 2 Vol. 8vo.

Zeit vergeht, ehe Sie diese schwachen Ausdrücke eines bekümmerten Gemüths vernehmen, in welchem Sie herrschen! Ach! meine angebetete Gattin, ich weiß nicht, welches Schicksal meiner wartet, wenn es mich aber länger von Ihnen trennt, so ist es unerträglich, — so weit reicht nicht mein Muth. Es war eine Zeit, da war ich stolz auf ihn; und wenn ich oft die Uebel betrachtete, die man mir zufügen kann, in dem Schicksal, das die Vorsehung über mich verhängt haben konnte, so heftete ich einen festen Blick auf das unerhörteste Unglück, ohne Verdruß, ohne Unruhe zu empfinden; — allein der Gedanke, daß meine Josephine unwohl, der Gedanke, daß sie krank sey, und vor allen der unglückselige Gedanke, daß sie mich weniger lieben könnte, saugt meine Seele aus, hemmt mein Blut, macht mich traurig, niedergeschlagen, und läßt mir nicht einmal den Muth des Wahnsinns und der Verzweiflung.

„Früher pflegte ich oft bei mir zu sagen, die Menschen könnten ihm nichts anhaben, der ohne Bedauern stirbt; nun aber ist Sterben, ohne von dir geliebt zu seyn, Sterben, ohne diese Gewißheit, Höllenqual, es ist das lebendige und schneidende Bild einer gänzlichen Zernichtung. Mir ist, als erstickte ich. Meine unvergleiliche Gefährtin, Du, welche das Schicksal bestimmt hat, mit mir die mühsame Pilgerschaft durch das Leben zu machen; der Tag, an welchem ich aufhören werde, Dein Herz zu besitzen, wird der Tag

seyn, an welchem die Natur ohne Lebenswärme, und mir abgestorben ist.

„Ich höre auf, süße Liebe, mein Gemüth ist finster, mein Körper ermüdet — mir schwindelt — die Menschheit verleidet mir, fast sollt' ich sie hassen — sie trennt mich von der Geliebten meines Herzens!

„Ich bin in Port-Maurice, nahe bei Oneille; morgen werde ich in Albenga seyn, die zwei Armeen sind in Bewegung, — wir suchen einander zu hintergehen — Sieg dem, der sein Spiel am besten spielt! ich bin äußerst wohl mit Beaulieu zufrieden, wenn er mir mehr zu schaffen macht, so ist er dafür ein besserer Mann als sein Vorgänger. Ich werde ihm, hoff' ich, eine tüchtige Schlappe versetzen. Werden Sie mir nicht unruhig; — lieben Sie mich wie Ihren Augapfel, — doch das ist nicht genug, wie sich selbst, mehr als sich selbst, als Ihren Gedanken, Ihren Geist, Ihren Anblick, Ihr Alles, Süße Liebe, vergeben Sie mir, ich erliege. Die Natur ist zu schwach für den, der stark fühlt, für ihn, der euch liebt."

Die Sprache des Siegers, der nach Gefallen über Staaten verfügte, und die berühmtesten Feldherrn seiner Zeit überwand, ist so schwärmerisch, als die des arkadischen Schäfers. Wir können die Wahrheit nicht unterdrücken, daß sie in Stellen, die wir wenigstens nicht anzuführen wagen, so undelikat wird, daß sie trotz der Innigkeit des ehelichen Verhältnisses ein englischer Ehemann nicht gebrauchen, und eine eng-

lische Frau für keinen der ehelichen Zuneigung geziemenden Ausdruck halten würde; es scheint jedoch außer Zweifel, daß die Zuneigung, welche diese Briefe aussprechen, vollkommen lauter war, an einer Stelle wenigstens sprach sie sich mit der galantesten Ritterlichkeit aus. — „Wurmser soll die Thränen, die er Sie vergießen macht, theuer bezahlen!"

Es ergiebt sich aus diesem Briefwechsel, daß Josephine unter dem Schutze von Junot mit ihrem Ehegemahl wieder zusammenkam, als er von Paris zurückkehrte, nachdem er sich seines Auftrags, dem Direktorium und den Vertretern des französischen Volkes, die Beaulieu abgenommenen Fahnen und Feldzeichen zu überliefern, entledigt hatte.

Im December 1796 war Josephine in Genua, wo sie mit aller erdenklichen Auszeichnung von denen aufgenommen wurde, welche in diesem Staate der Sache der Franzosen anhingen, und wo die Gesellschaft zum Aergerniß der strengen Katholiken auf einem von Monsieur de Serva gegebenen Balle bis spät in den Freitag Morgens beisammen blieb, ohne von der Gegenwart eines Rathsherrn Kenntniß zu nehmen, der einen Senatsbeschluß zur würdigeren Feier des Festtags in der Tasche hatte, ihn aber nicht geltend zu machen wagte. Dieß waren jedoch wahrscheinlich nur gelegentliche Besuche; nach der Unterzeichnung des Traktats von Leoben, und während der vielfachen Unterhandlungen, die statt fanden, ehe er zu Stande

kam, und zu Campo Formio ratifizirt wurde, lebte Josephine in häuslicher Geselligkeit mit ihrem Ehegemahl auf dem schönen Landsitze oder vielmehr Pallast Montebello.

Diese durch die wichtigen Unterhandlungen, deren Schauplatz sie war, so berühmte Villa lag wenige Stunden von Mailand entfernt, auf einem sanften Hügel, der eine weite Aussicht über die fruchtbaren Ebenen der Lombardei gewährt. Die Frauenzimmer vom höchsten Range sowohl, als die durch Schönheit berühmtesten — kurz alles, was der Gesellschaft Reiz verleiht — zollten täglich Josephinen ihre Huldigungen, die sie mit so glücklicher Gewandtheit aufnahm, daß es schien, als ob sie für die Ausübung so hoher Gunstbezeugungen geboren wäre, die der Frau eines so ausgezeichneten Mannes, wie Napoleon, zukam.

Die Unterhandlungen gingen unter Vergnügen und Lustbarkeit vor sich. Die verschiedenen Minister und Gesandten Oesterreichs, des Pabstes, der Könige von Neapel und Sardinien, des Herzogs von Parma, der Schweizer Kantone, der verschiedenen deutschen Fürsten — das Gedränge der Generäle, der hohen Staatsbeamten, der Abgeordneten aus Städten, das tägliche Ankommen und Abgehen zahlreicher Kouriere, das Geräusch dieser wichtigen Geschäftigkeit, verbunden mit Festlichkeiten und Belustigungen, mit Bällen und Jagdpartien — gaben das Gemälde eines glänzenden Hofs, und die Versammlung ward dem zu Folge von

den Italienern der Hof von Montebello genannt, und konnte auch in Betracht der Wichtigkeit also heißen; denn die Unterhandlungen, welche hier gepflogen wurden, sollten die politischen Verhältnisse Deutschlands ordnen, das Schicksal des Königs von Sardinien, der Schweiz, Venedig's, Genua's entscheiden; alle sollten aus dem Munde Napoleons die Bedingungen vernehmen, nach welchen ihre National-Existenz verlängert oder geendigt seyn sollte. Montebello war nicht weniger der Sitz des Vergnügens. Die Souveräne dieses diplomatischen und militärischen Hofes machten Ausflüge an dem Lago Maggiore, den Lago di Como, die borromäischen Eilande, und nahmen nach Gefallen die Landhäuser in Besitz, die ringsum in der anmuthigen Gegend lagen. Jede Stadt, jedes Dorf suchte sich durch einen besondern Beweis von Huldigung und Ehrfurcht gegen ihn, den sie den Retter Italiens nannten, auszuzeichnen. Dieß sind großentheils Worte von Napoleon selbst, der auf diese Periode seines Lebens mit wärmeren Rückerinnerungen und größerem Genusse zurückblickte, als er bei irgend einer andern Gelegenheit konnte. Dies ist wahrscheinlich die glücklichste Zeit seines Lebens. Höhere Ehre, als einem gekrönten Haupt, ward ihm zu Theil, und zwar mit aller Würze der Neuheit, die sie für einen solchen haben mußte, der noch vor zwei oder drei Jahren in Dunkelheit schmachtete. Die Gewalt war sein, noch hatte er nicht ihre Sorgen und Gefahren empfunden; hohe

Hoffnungen wurden auf ihn von Allen um ihn her gebaut, und noch hatte er sie nicht zerstört. Er war in der Blüthe der Jugend, und mit dem Weibe seines Herzens verbunden. Vor allen aber hatte er jene glühende Hoffnung, die ihn zu noch höherer Macht führen sollte; er hatte noch nicht gewahrt, daß Besitz Ueberdruß bringt, und daß alle irdischen Begierden und Wünsche wenn ihnen Genüge gethan, in Eitelkeit und Unruhe des Geistes endigen. Die verschiedenen Gegenstände, welche während dieser großen, jedoch lust-reichen Zwischenzeit Bonaparte's Geist beschäftigten, waren die Angelegenheiten Genua's, Sardinien's, Neapel's, der cisalpinischen Republik, Graubündens, und schließlich bei weitem die wichtigste der endliche Friedensschluß mit Oesterreich, der die Vernichtung der Unhabhängigkeit Venedig's mit sich brachte.

Genua, die stolze Nebenbuhlerin Venedig's hatte nie dieselbe dauernde Wichtigkeit, wie ihre Schwester-Republik, erhalten; allein der genuesische Adel, der immer noch die von Andreas Doria festgesetzte Regierung beibehielt, hatte noch mehr Nationalgeist und einen kriegerischern Sinn bewahrt. Die Nachbarschaft Frankreichs und die Macht seiner politischen Grundsätze hatte unter den Bürgern der mittlern Klasse eine Partei aufgebildet, die sich den Namen der Morandisten gab, von einem so benannten Klubb, dessen Aufgabe war, die Oligarchie zu stürzen und die Regierung zu revolutioniren. Der Adel war ihr natürlicher Geg-

ner, und ein großer Theil der Bevölkerung, der in großer Verpflichtung gegen erstern war, und aus strengen Katholiken bestand, war bereit, ihn bei seiner Vertheidigung zu unterstützen. Die Errichtung zweier italienischer Demokratien an dem Po ließen die Genuesischen Revolutionäre glauben, daß es an der Zeit sey, ihren eigenen Staat durch eine ähnliche Feuerprobe der Wiedergeburt gehen zu lassen, sie untersuchten ihre Stärke, und kamen bei dem Doge ein, die Regierung, wie sie jetzt bestünde, aufzuheben, und dem Staate eine demokratische Verfassung zu geben.

Der Doge ging so weit auf ihr Gesuch ein, daß er eine Kommission aus neun Personen, von denen fünf plebeischer Herkunft waren, ernannte, um über die Mittel, einen volksfreundlicheren Geist in die Verfassung des Staates zu bringen, zu berathschlagen und zu berichten.

Die drei Oberinquisitoren oder Censoren des Staates, wie die jedesmaligen Häupter der Oligarchie genannt wurden, setzten diesem demokratischen Eifer religiösen Fanatismus entgegen, sie gebrauchten den Beichtstuhl und die Kanzel als Mittel, die guten Katholiken vor der von den Morandisten verlangten Neuerung zu warnen — setzten das heilige Sakrament aus, stellten Prozessionen und öffentliche Gebete an, als ob das Land von einer Landung von Algier bedroht wäre.

Mitlerweile griffen die Morandisten zu den Waffen, steckten die französischen Fahnen auf, und im

Wahne, ihr Unternehmen müßte durchaus gelingen, besetzten sie das Arsenalthor und das zu dem Hafen. Allein ihr Triumph war kurz. Zehntausend bewaffnete Arbeiter stiegen wie aus der Erde hervor unter der Anführung ihrer Bürger-Anwalde, oder Municipalbeamten mit dem Rufe, „viva Maria!" und entschieden für die Aristokratie. Die Aufrührer wurden gänzlich geschlagen und genöthigt, sich in ihre Häuser zu verschließen, wo sie von der Uebermacht angegriffen, und endlich auseinander gejagt wurden.

Die in Genua wohnenden Franzosen wurden von der übermächtigen Partei mißhandelt, ihre Häuser geplündert und sie selbst in Kerker geschleppt.

Dieser letzte Umstand gab Bonaparte ein ostensibles Recht zum Dazwischentreten, was er vermuthlich auch gethan hätte, wenn solche Gewaltthat nicht verübt worden wäre. Er sandte seinen Adjutanten La Valette nach Genua mit der Drohung, mit einem Theil seines Heeres sogleich vor die Stadt zu rücken, wenn man nicht die Gefangenen in Freiheit setze, die aristokratische Partei entwaffne, und solche Veränderungen oder vielmehr eine so gänzliche Umwandlung der Regierung vornehme, wie sie dem französischen Oberbefehlshaber genehm seyn würde. Die Inquisitoren wurden verhaftet, weil sie mit Hülfe ihrer Mitbürger die bestehenden Institutionen des Staates vertheidigt hatten, und der Doge mit zwei andern Beamten vom

höchsten Range mußten sich nach Montebello, dem Hauptquartier Napoleons, begeben, um dort zu erfahren, was das künftige Schicksal der Stadt der Palläste seyn sollte, wie sie sich in ihrem Stolze hieß. Dort bekamen sie die Grundzüge einer Demokratie, wie Napoleon sie für dieselbe passend fand; und es scheint, daß er es mit dem Staate ungemein gut meinte, da dieser zu Folge der von den Franzosen angenommenen Weise Alles nach einem klassischen Zuschnitt umzuschaffen, in der Revolutionstaufe den Namen ligurische Republik erhielt. Es ward zwar verlangt, daß die Franzosen, welche gelitten hätten, entschädigt werden sollten, allein weder Kontributionen für die französische Armee wurden angesetzt, noch mußten die Sammlungen und Kunstkabinette von Genua dem Pariser Museum irgend einen Tribut bezahlen. Kurz darauf ging die demokratische Partei so weit, daß sie den Adel von der Regierung und allen bedeutenden Aemtern ausschloß, zog sich aber einen derben Verweis von Buonaparte zu. Er verbot ihnen überdieß, den Vorurtheilen der bedenklicheren Katholiken ein Aergerniß zu geben, oder ihre Gefühle zu kränken; mit der Erklärung, daß die Ausschließung des Adels von den öffentlichen Aemtern eine empörende Ungerechtigkeit, und in der That ebenso strafbar, als die schlimmsten Vergehen der Patrizier sey. Buonaparte sagt, er habe eine Vorliebe für Genua gehabt; und die verhältnißmäßige Liberalität, womit er den

Staat bei dieser Gelegenheit behandelte, ist ein hinlänglicher Beweis hiefür.

Der König von Sardinien lag durch den Waffenstillstand von Cherasco, womit Napoleons erster Feldzug schloß, zu den Füßen Frankreichs niedergestreckt; und dieser scharfsichtige Anführer hatte lange Zeit gewünscht, daß das Direktorium diesen königlichen Supplikanten (denn so konnte er füglich genannt werden) zu einigem Schein von königlicher Würde erheben möchte, so daß seine Macht als ein Verbündeter ihm von Nutzen würde. Ja General Clarke hatte am 5. April 1797 mit dem Bevollmächtigten Sr. sardinischen Majestät ein Schutz- und Trutzbündniß unterschrieben, wonach Napoleon die unter seinem Befehl stehende Armee mit 4000 Mann sardinischer oder piemontesischer Infanterie und 500 Mann Reiterei verstärkte und im Fall der Erneuerung eines Kriegs mit Oesterreich viel auf dieses Kontingent rechnete. Allein das Direktorium wich seinen Anträgen aus, und verweigerte dem Traktat seine Zustimmung, wahrscheinlich weil sie die unter seinen Befehlen stehende Armee für stark genug hielten, da die Soldaten ihrem Führer so sehr ergeben waren. Endlich jedoch ward der Traktat bestätigt, allein zu spät, um Buonaparte noch von Nutzen zu seyn.

Neapel, dessen Benehmen schwankend und unlauter war, je nachdem die Ereignisse dem französischen General Sieg versprachen, oder Niederlage droh-

ten, hatte demungeachtet, als er in dem glänzendsten Laufe seiner Siege war, sich der Wohlthat seiner mächtigen Fürsprache bei der Regierung zu erfreuen, und genoß all den Vortheil, der ihm durch den Pariser Vertrag vom 10. Oktober 1796 gesichert war.

Ein äußerst bedeutender Punkt blieb nach Wiederherstellung des Friedens in Italien noch übrig; er betraf die Art und Weise, wie die neuen Republiken regiert, und den Umfang des Gebiets, das ihnen angewiesen werden sollte.

Es wurde darüber lange Zeit hin und her gestritten; und da viele Leidenschaftlichkeit und alter Groll zwischen einigen italienischen Städten und Landen ins Spiel kam, so war es keine gar leichte Sache, sie zu überzeugen, daß ihr wahres Interesse darin liege, daß so viel wie möglich unter einer energischen Regierung vereinigt würden, wodurch sie in den Besitz einer bedeutenden Macht kämen, statt daß sie in viele kleine Staaten, wie bisher, zersplittert, selbst einem Angriff von Seite einer Macht zweiten Ranges, geschweige denn Frankreich oder Oesterreich bedeutenden Widerstand entgegensetzen könnten.

Die Bildung eines festen und unabhängigen Staates im Norden von Italien lag Napoleon sehr am Herzen. Allein die cispadanische und transpadanische Republiken waren einer Verbindung gleich abgeneigt, und die von Romagna hatte sich ihrer Seits gegen eine Verbindung mit dem transpadanischen Freistaate

für eine unbedeutende Unabhängigkeit unter dem Titel einer ämilianischen Republik ausgesprochen.

Napoleon allein war im Stande, allen Groll und alle Feindseligkeit zu besiegen, wenn er für sie eine allgemeine Republik entwarf, deren Schöpfung in seinem System lag, und welche von Zeit zu Zeit, wie es Gelegenheit gab, vergrößert werden sollte, bis sie ganz Italien unter einer Regierung umschloß. Diese schmeichelhafte Aussicht, wonach er Italien, obwohl in noch ferner Zeit, die Möglichkeit der Bildung eines großen, in sich selbst geschlossenen, und von dem übrigen Europa unabhängigen Staates gab, anstatt daß es, wie jezt, in kleine Stätchen getheilt war, besiegte natürlich alle örtliche Abneigung und Vorliebe, welche die Vereinigung der cispadanischen, transpadanischen und ämilianischen Republik verhindert haben würde; diese wichtige Maßregel ward nun beschlossen. Der vereinigte Freistaat sollte den Namen der cisalpinischen Republik erhalten Die Franzosen würden sie mit Rücksicht auf Paris lieber die transalpinische Republik genannt haben; allein dieß hätte die alten Ansprüche Roms verlezt, vermöge deren Rom der Centralpunkt seyn muß, nach welchem alle andern Theile Italiens ihre örtliche Eintheilung erhalten. Es würde alle klassische Eigenthümlichkeit vernichtet, und alle historischen Erinnerungen verwirrt haben, wenn, was bisher die ultramontane Seite der Alpen genannt wurde, zur Befriedigung der Eitelkeit der

Pariser der diesseitige Theil derselben Gebirgskette genannt worden wäre.

Die Konstitution, welche für die cisalpinische Republik bestimmt war, war die nämliche, welche die Franzosen in lezter Zeit angenommen, zu Folge der sie ein Vollziehungsdirektorium von fünf Personen und zwei Räthe bekamen. Sie wurden den 30. Junius 1797 eingesezt. Vier Glieder des Direktoriums wurden von Buonaparte sogleich ernannt, und das fünfte sollte in möglichster Bälde noch bestimmt werden. Am 14. Julius ward Heerschau über 40,000 Nationalgarden gehalten. Die Festungen der Lombardei und der anderen Distrikte wurden den örtlichen Behörden eingeräumt, die französische Armee entfernte sich aus dem Gebiete der neuern Republik, und bezog in dem Venetianischen ihre Kantonirungen. Es war bereits eine Proklamation erlassen, zu Folge deren Frankreich sein Recht, das es sich durch die Eroberung der zu der cisalpinischen Republik gehörigen Staaten erlangt hatte, dahin ausübte, daß es dieselben in ihre gegenwärtige freie und unabhängige Regierung umgestaltete, die bereits von dem Kaiser und dem Direktorium anerkannt, in kurzer Zeit von allen andern Mächten Europas gleichfalls anerkannt werden mußte. Buonaparte zeigte bald darauf, daß es sein Ernst war, die cisalpinische Republik, je nachdem es die Gelegenheit gäbe, zu vergrößern. Es waren drei Thäler, die Veltelins-Distrikte genannt, welche von den

Schweizergebirg n nach dem Lago di Como hinablaufen. Die Velteliner bestehen aus ungefähr 160,000 Seelen. Sie sprechen Italienisch, und sind größtentheils katholisch. Diese Thäler waren zu dieser Zeit dem Schweizerkanton Graubünden unterworfen, nicht als ob sie einen Theil des Bundes ausgemacht, oder dessen Rechte genossen hätten, sie standen sammt und sonders zu der Schweizergemeinde, wie Vasallen zu ihren Oberherrn. Diese Lage der Knechtschaft und Abhängigkeit war hart, und an sich entehrend; es ist daher nicht zu verwundern, wenn, während alle Nationen umher zum Genusse von Freiheit und Unabhängigkeit gerufen wurden, die Bewohner Veltelins die Schweizergarnisonen aus ihren Thälern vertrieben, sich zu der italienischen Freiheit bekannten, und ihre Beschwerden über die Unterdrückung ihrer deutschen und protestantischen Herrn zu den Füßen Buonaparte's legten.

Die Bewohner Veltelins hatten unbestreitbar das Recht, ihre natürliche Freiheit zu behaupten, die sich nichts vorschreiben läßt; aber nicht so klar ist es, wie die Franzosen nach dem Völkerrecht ein Recht ansprechen konnten, zwischen ihnen und den Graubündnern ins Mittel zu treten, mit welchen sie, so wie mit der ganzen Schweiz, in tiefem Frieden lebten. Diese Bedenklichkeit schien selbst Buonaparte gekommen zu seyn; er gab jedoch vor, anzunehmen, daß die mailändische Regierung ein Recht zur Einmischung hätte; und

seine Vermittlung wurde in sofern anerkannt, als die Graubündner vor ihm sich wegen ihrer widerspenstigen Unterthanen verantworteten. Buonaparte gab seine Meinung dahin, daß er dem Kanton Graubünden, der aus drei Bünden besteht, rieth, ihre Velteliner Unterthanen in der Eigenschaft eines vierten Bundes in den Genuß ihrer Rechte und Freiheiten aufzunehmen.

Dieser gemäßigte Vorschlag mag als Entschuldigungsgrund für die Unregelmäßigkeit der Einmischung gelten.

Die Abgeordneten Graubündens waren jedoch äußerst aufgebracht über einen Vorschlag, der nichts Geringeres bezweckte, als ihre Unterthanen zu ihren freien Bundesbrüdern zu machen, und dem italienischen Sklaven, der aus der Adda trank, gleiche Rechte mit dem freigebornen Schweizer zu geben, der aus den Wassern des Rheines trinkt. Als sie seinen Vorschlag verwarfen, seinen Richterstuhl verließen, und in Bern, Paris, Wien und an andern Orten Beistand suchten, beschloß Napoleon, wegen strafbaren Ausbleibens gegen sie einzuschreiten, und erklärte, daß, weil Graubünden nicht vor ihm erschienen sey, noch auch seine Weisungen befolgt, und die Bevölkerung Veltelins als neuen Theil in ihre Vereidung aufgenommen habe, der Staat oder Distrikt von Veltelin in Zukunft einen Bestandtheil der cisalpinischen Republik ausmachen sollte. Graubünden demüthigte sich zu spät,

und versicherte seine Bereitwilligkeit, ihre Sache vor einem Vermittler zu führen, der zu mächtig sey, als daß er unter irgend einem Gesetzesgrund abgelehnt werden könnte; allein das Veltelingebiet war ein für allemal der Lombardei einverleibt, von der es nach Sitten und Oertlichkeit einen natürlichen Bestandtheil bildet. Das Bestehen einer Regierung mit freien, wenn auch unvollkommenen Institutionen schien auf den Karakter des Volkes von Norditalien augenblicklich wohlthätig einzuwirken. Die Verweichlichung und Tändelei, welche die ganze Jugendzeit auf Intrigen und Belustigung beschränkt, begann gesezteren und männlicheren Eigenschaften — der Begierde ehrenwerther Geister zu weichen, sich in den Künsten und Waffen auszuzeichnen. Buonaparte hatte selbst gesagt, daß zwanzig Jahre nothwendig wären, eine Radikalveränderung in dem National-Karakter der Italiener herbeizuführen. Nun war der Saame gesäet unter einem Volk, das bisher nichtswürdig, weil es von allem Volksleben ausgeschlossen und furchtsam war, weil ihm der Gebrauch der Waffen nicht gestattet war, nachmals aber nahmen es die Italiener des Nordens in Herausforderung der Schrecken des Krieges selbst mit den Franzosen auf, und hatten überdieß mehrere bürgerliche Karaktere von Auszeichnung aufzuweisen.

In Mitte dieser untergeordneten Verhandlungen, wie sie in Vergleich mit den Negotiationen zwischen

Oesterreich und Frankreich genannt werden durften, fanden diese zwei hohen contrahirenden Parteien große Schwierigkeit, das Gebäude des Friedens über den Grundlagen aufzuführen, welche durch die Prälimi= narien zu Leoben gelegt worden waren. Ja, es schien, als ob einige Hauptbedingungen, die bisher als die Grundsteine des Traktats angesehen wurden, bereits sollten umgestoßen werden. Man wird sich erinnern, daß Oesterreich für die Abtretung von Flandern und allen Ländereien am linken Rheinufer, die feste Stadt Mainz mit eingeschlossen, die sie für immer an Frank= reich abgab, auf einer andern Seite Entschädigung verlangte. Der ursprüngliche Plan ging dahin, daß die lombardische Republik, die jezt die cisalpinische genannt wurde, alle die Lande von Piemont, östlich bis zu dem Oglio=Fluß umfassen sollte. Die west= wärts von diesem Flusse gelegenen sollten als ein Ersatz für die Abtretung Belgiens und das linke Rhein= ufer an Oesterreich überlassen werden. Der Oglio entspringt in den Alpen, fließt durch die fruchtbaren Distrikte von Brescia und Cremasco herab, und fällt nahe bei Borgoforte in den Po, indem er Mantua mit seinem linken Ufer einfriedigt. Diese starke Fe= stung, der Schlüssel von Italien, sollte zu Folge dieser Verfügung an Oesterreich zurückgegeben werden. Noch weiterer Ersatz sollte dem Kaiser zu Folge der Präliminarien von Leoben werden. Venedig sollte seines Gebietes auf dem Festlande beraubt werden, um

damit die Entschädigung für Oesterreich zu vergrößern; obgleich Venedig, so viel Buonaparte wußte, immer der angenommenen Neutralität treu verblieben war. Um diese Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, mußte eine andere begangen werden. Der venetianische Staat sollte die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna statt der Ländereien erhalten, die er an Oesterreich abgeben mußte; allein diese Legationen waren die Hauptbestandtheile der transpadanischen, von Buonaparte selbst gegründeten Republik.

Diese Lande, deren Bewohnern er Hoffnung auf eine freie Volksregierung gegeben hatte, war er im Begriff, zu dem Gebiete von Venedig, der eifersüchtigsten Oligarchie von der Welt zu schlagen, die es ihnen wahrscheinlich nicht würde verziehen haben, daß sie sich nach Freiheit gelüsten ließen.

Dieß war die erste Grundlage des Traktats von Leoben, nach welchem sich ergibt, daß die Bevollmächtigten der beiden großen Mächte die alten und neuen schwächern Staaten von zweitem Range als bloße Zugaben betrachteten, die sie, um das Gleichgewicht herzustellen, nach Gefallen in die eine oder die andere Wagschale zu legen sich herausnahmen.

Es ist wahr, die neugeborne cisalpinische Republik entging dem Schicksal, das ihr Schutzherr und Gründer über sie verhängt hatte; denn, nachdem diese Anordnung vorläufig getroffen war, kam die Nachricht von dem Aufstand Venedigs, dem Angriff auf die

Franzosen durch das ganze Land, und dem Blutbad zu Verona an. Diese Vorgänge ließen die alte Republik Frankreich gegenüber als eine feindliche Macht erscheinen, und berechtigten Buonaparte, sie nach Gefallen als ein erobertes Land zu theilen, oder ganz zu vernichten. Allein auf der andern Seite hatte er ihre Unterwerfung angenommen, ihre neue demokratische Verfassung bestätigt, und sich unter dem Vorwand, eine freie Regierung gemäß der allgemeinen Hoffnung, die er ganz Italien machte, zu geben, in den Besitz der Stadt gesetzt. Das Recht der Eroberung ward beschränkt durch die Bedingungen, unter welchen die Uebergabe angenommen worden war. Oesterreich war noch mehr verpflichtet, die alte Republik in Schutz zu nehmen; weil ihretwegen Venedig so unbesonnen zu den Waffen gegriffen hatte; allein dieß ist der Dank der Nationen, dieß die Treue der Politik; es liegt am Tage, daß es sich gleich von Anfang an kein Gewissen daraus machte, von der Plünderung eines Verbündeten zu profitiren, der in seiner Sache den Todesstoß bekommen hatte.

Als die Unterhandlungen zur endlichen Abschließung der Präliminarpunkte schritten, wurde das französische Direktorium, entweder um Napoleon zu demüthigen, dessen Uebermacht zu sichtbar wurde, oder weil es wirklich die Besorgnisse hegte, die es aussprach, der Meinung, daß Mantua, dessen man sich mit so vieler Mühe bemeistert hatte, das Bollwerk der cisalpi-

nischen Republik bleiben müßte, statt daß es wieder die Schutzwehr der österreichischen Besitzungen in Italien würde.

Die kaiserlichen Bevollmächtigten bestanden ihrer Seits darauf, daß Mantua für die Sicherheit ihrer italienischen Besitzungen durchaus nothwendig und noch nothwendiger geworden sey durch die Nachbarschaft der cisalpinischen Republik, deren Vorgang für die benachbarten Lande einer alten Monarchie äußerst gefährlich würde. Um diese Schwierigkeit zu beseitigen, schlug der französische General vor, die noch übrigen Besitzungen Venedigs so zwischen Oesterreich und Frankreich zu theilen, daß letzteres in den Besitz des albanischen Gebiets und der Jonischen Inseln käme, die der Republik zugehörten, deren Todesurtheil die hohen kontrahirenden Mächte unterschrieben hatten, Istrien, Dalmatien, Venedig selbst und alle ihre andern Besitzungen Oesterreich einverleibt würden. Letztere Macht gab durch ihren Minister ihre Zustimmung zu dieser Anordnung mit eben so wenig Bedenklichkeit, als zu der frühern Einverleibung der Kontinental-Besitzungen seines Verbündeten.

Allein so wie auf der einen Seite Hindernisse hinweggeräumt waren, erhoben sie sich wieder auf der andern, und es trat eine Pause in den Unterhandlungen ein, die kein Theil zu einem baldigen Ende zu führen gedachte. In der That sah sowohl der französische Bevollmächtigte Napoleon als auch Graf Co-

bentzel, ein Mann von großer diplomatischer Kunst und Gewandheit, der die Haupt-Unterhandlung von Seiten Oesterreichs führte, nur zu gut ein, daß die französische Regierung nach langer Uneinigkeit einer nahen Krisis entgegen ging. Sie fand am 18. Fructidor Statt, unter Umständen, die wir nachher berühren werden, indem sie durch eine neue revolutionäre Bewegung eine gänzliche Verinderuug in der obern Leitung herbeiführte. Als diese zu Ende war, fühlte sich das Direktorium, das sie vollbrachte, stärker, schien jeden Gedanken auf Frieden aufzugeben und sehr geneigt zu seyn, seine Vortheile aufs äußerste zu verfolgen.

Buonaparte widersetzte sich. Er wußte, daß bei Wiedereröffnung des Krieges alle Schwierigkeiten des Feldzuges, so wie die Verantwortlichkeit auf ihm lasten würden, falls seine Resultate nicht günstig waren. Er entschloß sich daher, kraft seiner Vollmacht, die Sache zu einem Schlusse zu bringen, das Direktorium mochte wollen oder nicht.

Zu dem Ende trat er Cobentzel, der immer seinen Vortheil in dem Verzuge fand, mit dem Ernst eines militärischen Gesandten entgegen. Am 16. Oktober wurden die Konferenzen wieder auf die früheren Grundlagen eröffnet, Cobentzel verbreitete sich über den ganzen Ersatzgegenstand, und bestand darauf, daß Mantua und die Linie der Etsch dem Kaiser zugestanden werden müßte, mit der Drohung, im Fall

einer Wiedereröffnung des Kriegs die Russen herbeizuführen, wobei er Buonaparte bemerkte, daß er den Wunsch nach Frieden seinem Kriegsruhm zum Opfer brächte.

Napoleon mit ernster, jedoch geheuchelter Entrüstung, ergriff von einem Gesimse eine zierliche Porzellantasse, auf welche Cobentzel einigen Werth setzte, da sie ein Geschenk der Kaiserin Katharina war. „So ist denn," sprach er, „der Waffenstillstand geendet, und der Krieg erklärt! Aber nehmen Sie sich wohl in Acht, ich will ihr Reich in so viele Stücke zerschmettern, als diese Scherben hier." Damit warf er die Porzellantasse gegen den Heerd und entfernte sich.

Wir erinnern uns hier des Argantes im Tasso*). Die österreichischen Bevollmächtigten standen nun nicht länger an, sich lieber in Napoleons Forderung zu geben, als ihn seinen furchtbaren unwiderstehlichen Kriegslauf wieder beginnen zu lassen.

Der Traktat von Campo Formio wurde unterzeichnet, aber eben so bald schienen auch die Umstände in

---

*) Spiego quel crudo il seno, e'l manto scosse,
Ed a guerra mortal, disse, vi sfido;
E'l disse in atto si feroce ed empio
Che parve aprir di Giano il chiuso tempio.
La Gerusalemme Liberata, Canto II.

Der Freche ließ den Mantel zornig fallen.
So nehmt denn, rief er, Krieg, wie ihr begehrt!
Es schien, er öffne mit dem rauhen Worte
Des Janustempels lang verschloss'ne Pforte."

Paris so bedenklich, daß ein ehrgeiziger hochanstrebender Mann wie Napoleon sich versucht sehen mußte, eine Scene zu beschleunigen, wo Ehre und Macht zu erheben war, und wo widerstrebende Faktionen nur den Einfluß eines so ausgezeichneten und entschiedenen Karakters zu erwarten schienen. Das Schicksal Venedigs steht mehr wegen seiner alten Geschichte, als wegen des Werths seiner Institutionen, die achtwürdig waren, oder wegen der Wichtigkeit seiner letzten Existenz, immer noch vor unsern Augen. Die alte Republik fiel, „wie ein Thor stirbt." Die Aristokraten verfluchten den Eigennutz Oesterreichs, von dem sie verschlungen worden waren, obgleich sie zu seinen Gunsten sich in Gefahr begeben hatten. Die Republikaner suchten der österreichischen Despotie zu entgehen, indem sie vor Wuth die Zähne knirschten, und ebenso die egoistische Politik der Franzosen verwünschten, die, um für ihr eigenes Interesse einen geeigneten Vorwand zu finden, sich herausnahmen, ihnen eine freie Konstitution vorzuzeichnen, und sie sodann in die Sklaverei einer despotischen Regierung überantworteten.

Der französische Gesandtschafts-Sekretär, welcher während der Revolution eine besonders thätige Rolle gespielt hatte, wagte eine Gegenvorstellung an Buonaparte, daß man Venedig an Oesterreich verkaufte, statt daß es in eine freie Demokratie umgebildet, oder mit der cisalpinischen Republik vereinigt würde. Buo-

naparte lachte verächtlich über einen Mann, dessen Absichten immer noch auf Verbreitung der Grundsätze des Jakobinismus gerichtet wären.

„Ich habe Ihr Schreiben erhalten," war die finstere und verächtliche Antwort, „und kann es nicht begreifen. Die Republik in Frankreich ist durch keinen Vertrag verbunden, seine Interessen und Vortheile dem Ausschuß für die öffentliche Sicherheit in Venedig, oder einer andern Klasse von Individuen zum Opfer zu bringen. Frankreich führt nicht Krieg zum Behuf und zu Gunsten Anderer*) Ja, ich weiß, es kömmt ein paar schwatzhaften Deklamatoren, die ich lieber Tollhäusler nennen möchte, nicht darauf an, von einer allgemeinen Republik zu schwatzen, ich wünschte, sie machten einmal einen Winterfeldzug mit. Die venetianische Republik ist nicht mehr. Entnervt, verdorben, verrätherisch und heuchlerich, sind die Venetianer der Freiheit unwürdig. Wenn Venedig den Verstand hat, sie zu schätzen, oder den Muth, sie zu behaupten, — die Zeit ist nicht ungünstig — laßt sie dafür zu den Waffen greifen!"

---

*) Die Sprache der Ungerechtigkeit bleibt sich immer gleich. Als Eduard I. im Lauf seiner Unterwerfung Schottlands an die Ansprüche des Kron-Candidaten erinnert wurde, zu dessen Gunsten er die Waffen zu ergreifen vorgab, antwortete er mit denselben Worten wie Buonaparte: — „haben wir nichts zu thun, als für andere Leute Königreiche zu erobern?"

So fügte er noch Hohn zu dem Unglücke, und allen Freunden der Freiheit zum Trotz ward Venedigs Schicksal beschlossen. Das Bemerkenswürdigste bei der endlichen Uebergabe Venedigs an Oesterreich war, daß der betagte Doge Marini bewußtlos niederfiel, als er in die Hände des kaiserlichen Commissärs den Eid der Treue schwören sollte, und kurz darauf verschied.

Napoleon Buonaparte hatte bis jetzt seine Laufbahn in Italien, wo er zuerst seine Talente entwickelt und das immer ein Gegenstand besondern Interesses für ihn blieb, durchlaufen. Er nahm rührenden Abschied von den Soldaten, die nicht wohl hoffen durften, an seiner Statt einen General von so ausgezeichneten Verdiensten wieder zu erhalten, und ließ dann eine gemäßigte und verständige Zuschrift an die cisalpinische Republik ergehen. Endlich entfernte er sich, um sich durch die Schweiz nach Rastadt zu begeben, wo ein Congreß zur Bestimmung der Angelegenheiten des deutschen Reiches versammelt war, und wo er als Bevollmächtigter von Seiten Frankreichs auftreten sollte.

Auf dieser Reise war er, wie man bemerken wollte, düster und in tiefes Nachsinnen versunken. Die Trennung von 100,000 Kriegern, die er sein eigen nennen durfte, und die Ungewißheit der zukünftigen Schicksale, zu welchen er gerufen wurde, war hinlänglicher Grund dafür, und man braucht nicht mit Andern anzunehmen, daß er schon jetzt an jene Entwürfe des Ehrgeizes dachte, welche die Zeit von ihm aufthun sollte.

Ohne Zweifel spielte ihm sein brennender Ehrgeiz ferne und unbestimmte Gesichte künftiger Größe vor. Er mußte sich gestehen, daß er nach der Hauptstadt von Frankreich in einer Lage zurückkehrte, die sich nicht mehr mit der Mittelmäßigkeit vertrug. Entweder mußte er zu einer noch ausgezeichneteren Höhe emporsteigen, oder zusammenstürzen, und in der Masse der Niedrigen in theilweises Dunkel verschwinden. Es gab keine Mittelstraße für den Eroberer und Befreier von Italien.

Drittes Kapitel.

Rückblick. — Das Direktorium. — Es wird unpopulär. — Ursachen hievon. — Es ist mit sich selbst uneins. — Zustand der öffentlichen Meinung in Frankreich. — Diese ist im Allgemeinen den Bourbons günstig; doch haben diese die Armee und das Geldinteresse gegen sich. — Pichegru, das Haupt der Royalisten, wird Präsident des Raths der Fünfhundert. — Barbé Marbois, ein anderer Royalist, Präsident des Raths der Alten. — Das Direktorium sucht den Beistand von Hoche und Buonaparte. — Buonaparte's persönliche Politik. — Pichegru's Korrespondenz mit den Bourbons. — Buonaparte weiß davon. — Er schickt den General Augereau nach Paris ab. — Das Direktorium läßt seine vornehmsten Gegner in den beiden Räthen den 18ten Fructidor verhaften und nach der Guiana bringen. — Engherziges und unpolitisches Betragen des Direktoriums gegen Buonaparte. — Projekt einer Invasion von England.

Während der Eroberer von Italien seine Siege jenseits der Alpen verfolgte, war das französische Direk-

torium, in dessen Namen er handelte, nach der allgemeinen Ueberzeugung eben so wenig geeignet, die Wohlthaten einer geordneten Regierung zu gewähren, als irgend eine der frühern, mit der höchsten Gewalt bekleideten Behörden.

Es ist mit der Politik, wie mit der Mechanik: die sinnreichsten Erfindungen in beiden sind nicht immer die nützlichsten. Als Jemand dem berühmten Hrn. Watt bemerkte, daß es zu verwundern sey, für wie viele nutzlose, durch die sinnreichsten und dem Anscheine nach allen Zwecken entsprechenden Modelle anschaulich gemachte Erfindungen jährlich Patente bewilligt würden, erwiederte er, er habe diese oft mit Theilnahme gesehen und durch manche derselben einige seiner frühern Ideen verwirklicht gefunden. „Allein," fügte er mit dem ihm eigenen Scharfsinn hinzu, „es ist zweierlei, ein sinnreiches Modell zu verfertigen, und eine Maschine herzustellen, die ihren Dienst thut. Die meisten dieser artigen Spielwerke sind, wenn sie zu praktischen Zwecken verwendet werden, in irgend einem Punkte fehlerhaft, so daß sie nicht füglich gebraucht werden können." Irgend ein Fehler dieser Art scheint in den Werken jener spekulativen Staatsmänner gelegen zu haben, von denen die verschiedenen, so rasch auf einander gefolgten Staatsverfassungen herrühren. So gut sie sich auch auf dem Papier ausnehmen, so vernünftig sie lauten mochten, so hielt sie doch niemand für Gesetze, denen Ehrfurcht und Gehorsam ge-

bühre. Schloß eine konstitutionelle Bestimmung irgend eine Lieblingsmaßregel aus, so besann sich der französische Staatsmann keinen Augenblick, dieselbe aufzuheben oder sich darüber wegzusetzen. Jede Regel sollte sich nach den Umständen fügen; vor diesen mußte sich die Verfassung selbst beugen.

Die Verfassung vom Jahre drei war nicht dauerhafter, als die ihr vorangegangenen. Eine Zeitlang betrug sich das Direktorium, das Männer von bedeutenden Talenten enthielt, mit vieler Klugheit. Die Mitglieder desselben wurden durch die Schwierigkeit und die Gefahr ihrer Lage zusammengehalten, wie die Steine eines gewölbten Bogens durch das Gewicht, das auf sie drückt. Ihre Bemühungen, die Finanzen zu verbessern, den Krieg mit Erfolg fortzuführen und die Ruhe im Innern des Landes wieder herzustellen, gelangen zuerst ganz gut. Selbst die Nationalfaktionen fügten sich eine Zeitlang. Sie hatten die aristokratischen Bürger von Paris am 13ten Vendemiaire besiegt; und als die ursprünglichen Revolutionärs oder Demokraten eine Verschwörung unter der Leitung des Gracchus Baboeuf anzetteln wollten, mißlang es ihnen gänzlich, die Truppen zu verführen, und sie mußten den tollkühnen Versuch, die Schreckensregierung wieder einzuführen, mit dem Leben büßen. So siegte das Direktorium, oder die vollziehende Gewalt, in der Verfassung vom Jahre drei eine Zeitlang über

die innern Faktionen, und konnte, da es keiner von beiden angehörte, beide beherrschen.

Allein nur wenige Franzosen waren der Direktorialregierung wirklich und aus Grundsätzen ergeben. Die meisten ließen sich dieselbe gefallen, als etwas, das allerdings besser, als eine neue revolutionäre Bewegung, aber darum noch keineswegs an und für sich wünschenswerth sey. Um seine Herrschaft zu befestigen, mußte das Direktorium in seinem Innern einig seyn und sich durch glückliche Unternehmungen auszeichnen; es war aber keines von beiden der Fall. Schon seine innere Einrichtung trug den Keim der Uneinigkeit in sich. Die Mitglieder desselben waren so zu sagen, fünf Könige, die nach einem gewissen Turnus regierten, von denen jeder seine eigenen Gemächer in dem Pallaste Luxemburg bewohnte, jeder seine besondere Hofhaltung, Klienten, Höflinge, Schmeichler und Werkzeuge hatte. Die republikanische Einfachheit, früher ein so wesentliches Erforderniß eines Patrioten, ward gänzlich bei Seite gelegt. Neue Amtstrachten von der glänzendsten Art kamen auf. Diese Veränderung war das Werk von Barras, der, schwach und eitel, den Prunk liebte, und mit wahrhaft fürstlichem Gefolge auf die Jagd zu gehen pflegte. Dieser Hang zur Ueppigkeit war für die beiden Parteien im Staate ein großes Aergerniß. Die Republikaner verachteten dergleichen, und die Royalisten sahen darin eine Anmaßung königlicher Vorrechte.

Der Zustand der Finanzen wurde mit jedem Tage bedenklicher. In den Schreckenstagen hatte man sich mit leichter Mühe Geld verschafft, weil man es bei Todesstrafe forderte und weil die Assignaten mittelst der Guillotine bis auf ihren vollen Nennwerth gehoben wurden; sobald aber der mächtige Grund der Gewalt und des Zwangs außer Gebrauch kam, fiel das Papiergeld so tief im Werthe, daß, wenn nichts dagegen geschah, aller Verkehr ins Stocken gerathen mußte. Diese Geldverlegenheit ist vielleicht Schuld daran, daß das Direktorium gegen andere Länder jenen habsüchtigen und räuberischen Karakter angenommen hat, durch den es sich selbst und das von ihm vertretene Volk entehrte. Es erlaubte sich die größten Erpressungen gegen den Handelsstand der batavischen Republik, deren Freiheit es anzuerkennen vorgegeben hatte, und behandelte die Gesandten unabhängiger Staaten mit dem größten Uebermuthe. Einige von diesen hohen Staatsbeamten, und Barras insbesondere, standen im Verdachte der gemeinsten Bestechlichkeit, und man glaubte, sie hielten es mit jenen Spekulanten, die mit Staatspapieren Wucher treiben, — ein Vorwurf, der gewiß von allen der unpopulärste ist, die gegen einen Machthaber vorgebracht werden können. Es war allerdings ein großer Fehler, daß jeder Direktor zwar, so lange er im Amte war, einen jährlichen Gehalt von 100,000 Livres zu beziehen, nach seinem Austritt aber nichts mehr zu fordern hatte.

Diese karge Ausstattung mußte gemeine Seelen in Versuchung führen; Männer, wie Barras, wurden dadurch veranlaßt, die Gegenwart zu benützen, um sich der Zukunft zu versichern.

Die fünf Majestäten (Sires) von Luxemburg, wie das Volk sie spottweise nannte, hatten noch überdies ihre eigenen Ansichten und Lieblingsmeinungen, durch die sie bestimmt wurden, das französische Volk mit unnöthigen Gesetzen zu plagen. La Reveillere-Lepaux war zugleich ein unduldsamer Philosoph und ein enthusiastischer Deist, und vereinigte solchergestalt zwei Eigenschaften in sich, die, wie unverträglich sie auch scheinen mögen, doch nicht selten zusammentreffen. Er ordnete ein Priesterthum, Hymnen und Ceremonien im Sinne des Deismus an, nahm das von Robespierre angedeutete Projekt, an die Stelle des christlichen Glaubens einen deistischen Gottesdienst zu setzen, wieder auf, zur großen Plage für die Nation, welche die Decadentäge des neuen Kalenders als Festtäge feiern und am christlichen Sonntag ihre gewöhnlichen Geschäfte treiben mußte. Die Freidenker machten sich über die Theorie von La Reveillere lustig, religiöse Menschen verabscheuten dieselbe; die einen wie die andern aber wurden unwillig darüber, daß man ein neues heidnisches Kirchenthum auf dem Wege der Gesetzgebung einführen wollte. Auch das neue Maß- und Gewichtssystem, das auf streng wissenschaftlichen Grundsätzen beruhte, gab um so mehr Anlaß zum

Mißver-

Mißvergnügen, als dadurch Zweifel und Ungewißheit in den innern Handelsverkehr gebracht, der auswärtige Handel aber ganz gestört wurde, indem die fremden Nationen das alte System beibehielten.]

Man hätte glauben sollen, daß das ausgezeichnete Waffenglück der Franzosen unter der Leitung des Direktoriums die für den Waffenruhm von jeher eingenommene Nation verblenden und dieselbe mit andern minder gefälligen Maßregeln der Regierung aussöhnen werde. Allein das Publikum wußte gar wohl, daß Buonaparte den schönsten Theil dieser Lorbeern sich selbst zu verdanken habe, daß er, im Verhältniß zu seinen Großthaten, von Frankreich nur wenige Verstärkungen erhalten, und daß er größtentheils nur durch die Nichtbeachtung der von dem Direktorium erhaltenen Vorschriften gesiegt hatte. Es ging auch im Stillen die Sage, er sey für die Direktoren ein Gegenstand des Argwohns, und habe hinwiederum nur eine sehr geringe Meinung von ihren Fähigkeiten und nicht die mindeste Achtung für ihren Charakter. Ferner hatten sich zwar die republikanischen Armeen am Rhein mit der größten Auszeichnung benommen, aber auch manche Unfälle erlitten, so daß ihre Feldzüge, mit den italienischen verglichen, die Einbildungskraft nur wenig in Anspruch nahmen.

Während das Direktorium auf diese Art die Gunst des Publikums verlor, hatte es das große Unglück, mit sich selbst uneinig zu seyn. Seitdem Letourneur

zufolge der Verfassung ausgetreten und als Direktor von Barthelemy ersetzt worden war, hatte sich in dem Direktorium eine Majorität und eine Opposition gebildet; jene bestand aus Barras, Rewbel und La Reveillere, diese aus Carnot und Barthelemy. Von den zwei letztern war Carnot, früher Mitglied des Sicherheitsausschusses unter Robespierre, ein entschiedener Republikaner, Barthelemy ein Royalist. So seltsam bringen revolutionäre Wechsel, gleich den Wirbeln und Strömungen eines angeschwollenen Baches, die verschiedensten und widerstrebensten Dinge zusammen, um sie in derselben Richtung fortzureißen. Barthelemy konnte nicht mit der Majorität des Direktoriums stimmen, weil er insgeheim und auf das innigste die Wiederherstellung der Bourbons wünschte, — ein Ereigniß, durch welches seine Kollegen, die alle für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatten, in die größte Gefahr kamen. Carnot befand sich gleichfalls in der Minorität, nicht weil er die Ansichten und Wünsche von Barthelemy theilte, sondern weil er, im Gefühle seiner geistigen Ueberlegenheit, keinen Widerspruch ertragen konnte, zumal in Fällen, wo er von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt war. So drang er z. B. auf die Bestätigung der Friedensbedingungen von Leoben, damit nicht alles, was Frankreich gewonnen, mit allem, was es verlieren konnte, nochmals gegen einen Feind aufs Spiel gesetzt würde, der, stark in seiner Verzweiflung, noch zahlreiche Ar-

meen aufzubringen im Stande war, während die von Buonaparte befehligte weder verstärkt, noch im Falle eines Unglücks unterstützt werden konnte. Barras gerieth darüber so in Wuth, daß er ihm in der Sitzung, wo die Sache zur Sprache kam, vorwarf, er sey an dem schimpflichen Vertrage von Leoben Schuld.

Während solchergestalt im Direktorium die Zwietracht herrschte, legte die Nation ihr Mißvergnügen offen an den Tag, besonders in den beiden gesetzgebenden Versammlungen. In dem Rathe der Alten, wo viele alte Republikaner saßen, hielt es die Majorität mit dem Direktorium. In dem volksthümlicher zusammengesetzten Rathe der Fünfhundert dagegen zählte das Direktorium nur wenige Anhänger; die große Mehrzahl wollte den alten gesetzlichen Königsstamm nach vorher zu bestimmenden Bedingungen wieder hergestellt wissen. An sie schlossen sich die vielen Ausgewanderten an, die nach dem Falle von Robespierre aus verschiedenen Gründen wieder in ihr Vaterland zurückkehren durften. Die alten Formen des geselligen Lebens kamen wieder auf, und, wie dies in Frankreich, mit Ausnahme der blutigen Schreckenszeit von jeher der Fall gewesen war, Frauen von Rang, Schönheit, Talent und Bildung nahmen ihre Stellen wieder ein, und in ihren Salons oder Boudoirs wurden jetzt oft politische Gegenstände abgehandelt, mit denen man sich in England nur im Kabinett, auf der Arbeitsstube oder im Speisezimmer befaßt.

Die meisten dieser Cotterien waren für das Königthum gestimmt, gleich den vielen Tausenden, die das Heil der Nation nur von dieser Regierungsform erwarteten. Es dürfte überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß wenn Frankreich sich damals hätte frei aussprechen können, die Familie der Bourbons durch die große Mehrheit der Nation wieder auf den Thron berufen worden wäre.

Aber aus schon angeführten Gründen waren die französischen Militärs die entschiedenen Gegner der Bourbons; auch die frühern Käufer von Nationalgütern wollten von einer Restauration nichts wissen. Die Royalisten hatten zwar die Mehrzahl für, aber die physische Gewalt und den Einfluß, den das Eigenthum und das Geldinteresse gewähren, auf das entschiedenste gegen sich.

Pichegru konnte jetzt als das Haupt der royalistischen Partei gelten. Er war ein geschickter und glücklicher General, dem Frankreich die Eroberung Hollands verdankte. Durch den Gang, den die Revolution genommen, wie Lafayette und Dumouriez aufgebracht, hatte er mit den Bourbons Verbindungen angeknüpft. Er ward beschuldigt, daß er seine Armee geflissentlich von Clairfait habe aufreiben lassen und deßwegen im Jahre 1796 des Oberbefehls über die Sambre- und Maasarme enthoben und dagegen zum französischen Gesandten in Schweden ernannt. Er lehnte aber diese Art von ehrenvoller

Verbannung ab, zog sich in die Franche-Comté zurück, wo er seine Korrespondenz mit den kaiserlichen Generalen fortsetzte. Die Royalisten erwarteten viel von der Unterstützung eines so angesehenen Feldherrn; allein wir haben in diesen Memoiren schon mehr als einmal gesehen, daß ein General ohne Armee einem Degen gleicht, woran die Klinge, die eigentliche Waffe, fehlt.

Es zeigte sich jedoch für Pichegru bald eine Gelegenheit, seiner Partei in einer sehr wichtigen staatsbürgerlichen Stelle zu dienen. Im Mai 1797 fielen die Wahlen zur Ersetzung des austretenden Theils der beiden Räthe im Ganzen genommen zu Gunsten der Royalisten aus, so daß nicht zu verkennen war, auf welche Seite die Gesinnung des Volks sich hinneigte. Pichegru, zum Abgeordneten gewählt, ward im Rathe der Fünfhundeet einstimmig zum Präsidenten ernannt; Barbe Marbois, ein anderer Royalist, erhielt im Rathe der Alten dieselbe Stelle, während Barthelemy, gleichfalls ein Freund der Monarchie, ins Direktorium berufen wurde.

Diese Wahlen waren ein schlimmes Zeichen für das Direktorium, das nun bald von allen Seiten angegriffen und wegen der Fortsetzung des Krieges und des schlimmen Zustandes der Finanzen scharf getadelt wurde. Die Partei, welche der Majorität des Direktoriums entgegenwirkte, hatte mehrere Journale zu ihrem Gebote; der Krieg zwischen beiden Parteien be-

gann sofort sowohl in den beiden Versammlungen, wo die Royalisten die Oberhand hatten, als in den öffentlichen Blättern, die begierig gelesen wurden. Die Franzosen sind ein ungeduldiges Volk, und konnten es nicht lange über sich gewinnen, ihre Fehden innerhalb der von der Konstitution gesetzten Schranken zu führen. Jede Partei sah sich, ohne viel auf die Bestimmungen des Gesetzes zu achten, nach den Mitteln um, ihre Ansprüche mit physischer Gewalt durchzusetzen. Die Majorität im Direktorium, die sich ihre Unpopularität und die Ueberlegenheit der Gegenpartei nicht verhehlen konnte, nahm in ihrer äußersten Noth ihre Zuflucht zu der bewaffneten Macht und bewarb sich um den Beistand von Buonaparte und Hoche.

Wie wir schon früher bemerkt haben, galt Buonaparte damals für einen eifrigen Republikaner. Selbst Pichegru hielt ihn für einen solchen, als er den Royalisten jeden Versuch mißrieth, den General der italienischen Armee auf ihre Seite zu bringen. Er, der ihn schon in der Schule zu Brienne gekannt hatte, meinte, er sey viel zu hartnäckig und eigensinnig, als daß sich etwas von ihm hoffen ließe. Augereau dachte eben so, und verkannte seinen Mann so sehr, daß er auf die Frage der Frau v. Staël, ob Buonaparte nicht etwa damit umgehe, sich zum König der Lombardei zu machen, die schlichte Antwort gab, er sey ein junger Mann, der viel zu großartig denke, um dergleichen zu beabsichtigen Buonaparte muß selbst

so etwas gefühlt haben, als er das Direktorium in einem eigenen Sendschreiben um die Erlaubniß bat, aus dem aktiven Dienste der Republik treten zu dürfen, indem er bereits größeren Ruhm erlangt habe, als seiner eigenen Zufriedenheit zuträglich sey. „Mag sich die Verleumdung damit abmühen,“ sagte er, „mir verrätherische Plane anzudichten, — meine bürgerliche, wie meine militärische Laufbahn wird doch stets den republikanischen Grundsätzen angemessen seyn.“ —

In den öffentlichen Blättern von der Partei des Direktoriums, wurden die klassisch-republikanischen Gesinnungen, von denen Buonaparte beseelt sey, bis in den Himmel erhoben; die Hoffnung seiner Rückkehr, sagten sie, gewähre darum eine reine ungetrübte Freude, weil sie jede Besorgniß eines verrätherischen Strebens von seiner Seite ausschließe. „Die Parteien jeder Art,“ fuhren sie fort, „können keinen entschlosseneren Feind, die Regierung kann keinen treueren Freund haben, als ihn, der, mit der militärischen, von ihm so glorreich gebrauchten Gewalt ausgerüstet, keinen andern Wunsch kennt, als den, eine so glänzende Stellung aufzugeben, — der die Zufriedenheit dem Ruhme vorzieht und jetzt, wo die siegreiche Republik des Friedens genießt, in die Stille des Privatlebens zurücktreten will.“

Obgleich aber Buonaparte damals für einen strengen Republikaner, für einen andern Cincinnatus galt, so wird es uns doch erlaubt seyn, etwas tiefer in die

Absichten eines Mannes einzudringen, der von Freund und Feind als ein ächter und uneigennütziger Republikaner angesehen, von den öffentlichen Blättern als solcher gepriesen wurde und selbst dafür gehalten seyn wollte. Wir glauben in dieser Hinsicht Folgendes nachweisen zu können.

Ob Buonaparte je im Herzen auch nur augenblicklich ein wahrer Jakobiner war, ist sehr zu bezweifeln, zu welcher Maske er sich auch, zufolge der Umstände bequemt haben mag, wie er sich denn gegen eine solche Nachrede stets verwahrt hat. Die Rolle, die er am Tage der Sektionen spielte, war die eines Republikaners, oder vielmehr eines Thermidoristen, wie es sich für den ziemte, der an diesem Tage die republikanische Armee befehligte. An die Spitze der italienischen, so streng republikanisch gesinnten Armee gestellt, mußte er, wollte er anders sein Ansehen begründen, sich zu denselben Gesinnungen wenigstens bekennen. In den praktischen Regierungsmaximen, die er den italienischen Republiken empfahl, waren dagegen seine Grundsätze sehr gemäßigt, er sprach sogar seinen Abscheu gegen alle revolutionären Lehren unumwunden aus. Er rieth, den Edelleuten dieselben individuellen und staatsbürgerlichen Rechte zu gewähren, wie ihren empörten Vasallen. Er verfocht mit einem Worte die Nothwendigkeit freisinniger Institutionen, die er aber nicht durch das Fegfeuer einer Revolution eingeleitet wissen wollte. Er war daher zu jener Zeit durchaus kein Jakobiner.

Obgleich nun Buonaparte zufolge seiner praktischen Ansichten in seinen Wünschen und Forderungen das klügste Maß hielt, so konnte es ihm doch nicht entgehen, daß er bei der königlichgesinnten Partei in Frankreich sehr übel angeschrieben und ein Gegenstand ihrer Furcht, ihres Hasses und folglich auch ihrer Satyre war. Zu seinem Unglück war dieß seine verwundbare Stelle; ängstlich für seinen Ruhm besorgt, litt er durch die kleinlichten Angriffe der Journalisten eben so sehr, als ein gewaltiger Stier oder ein muthiges Roß auf seiner reichen Weide durch die Stiche der Insekten, die, in Vergleichung mit ihm, so unmächtig und selbst kaum sichtbar sind. In verschiedenen Briefen an das Direktorium legt er Gesinnungen der Art an den Tag, die er schicklicher verborgen haben würde, und zeigt eine Erbitterung gegen die Oppositionsblätter, die wahrscheinlich den Eifer vermehrt hat, mit dem er sich in dieser wichtigen Krisis auf die republikanische Seite schlug.

Ein anderer Umstand, durch welchen Buonaparte in in seinem Betragen nicht eben bestimmt worden ist, der aber seinen Eifer für die einmal ergriffene Sache vermehrt haben mag, ist der, daß er den Schlüssel der Korrespondenz von Pichegru mit dem Hause Bourbon in die Hände bekam. Wenn er hievon schwieg, so war dies nur ein untergeordnetes Verdienst gegen die verbannte Familie; der erste Dank derselben gebührte dem, den er durch sein Schweigen rettete. Dies war nun

keine Rolle für Buonaparte; nicht, als ob wir befugt wären, zu behaupten, daß er die erste Rolle, wenn sie ihm angeboten worden wäre, angenommen hätte, — wir wollen nur sagen, daß er sich nirgend und unter keiner Bedingung zu einer solchen untergeordneten Rolle verstanden haben würde. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er noch unschlüssig, ob er Cromwell's oder Washington's Beispiel folgen, — ob er der wirkliche Befreier oder der unumschränkte Gebieter seines Vaterlandes werden sollte.

Die Kenntniß von den geheimen Unterhandlungen Pichegru's erhielt er durch einen gewissen Vorfall bei der Besitznahme von Venedig.

Als die entarteten Venetianer, mehr aus Schrecken, als zufolge eines bestimmten Plans, den übereilten Entschluß faßten, ihre Verfassung und ihre Rechte zur Verfügung des französischen Generals zu stellen, ließen sie sich dabei eine grobe und schwere Verletzung des Gastrechts zukommen, indem sie sich der Person und der Papiere des Grafen v. Entraigues *) bemäch-

*) Der Graf war während der Schreckenszeit ausgewandert und also ein Emigrant von der zweiten Periode. Er erhielt vom russischen Hofe eine Anstellung im diplomatischen Fache, wodurch wenigstens bewiesen ist, daß man ihn nicht für einen Verräther an der Sache der Bourbons gehalten habe. Er ward im Juli 1812 sammt seiner Gemahlin in seinem Landhause Hackney, in der Nähe von London, durch einen italienischen Bedienten ermordet, der sich hierauf eine Kugel durch den Kopf schoß, ohne daß der Grund dieser Freveltha-

tigten, der sich als Geschäftsträger der verwiesenen Bourbons unter dem Schutze der Republik in Venedig aufhielt. Der Geschäftsträger war, wie Buonaparte versichert, eben nicht sehr verschwiegen, und es fanden sich noch überdies in seinem Portefeuille manche Beweise, daß Pichegru mit den fremden Generalen und mit den Bourbons in Korrespondenz stehe, so daß der Obergeneral der italienischen Armee Herr dieses Geheimnisses und dadurch bestimmt wurde, von der einmal betretenen Bahn nicht mehr abzuweichen.

Im Besitze dieser Urkunden und überzeugt, daß er mit dem Strome schwimme, wenn er in der Anrede an eine französische Armee der damaligen Zeit sich als Republikaner ausspreche, begrüßte er seine Truppen an dem Jahrestage der Einnahme der Bastille mit Worten, die ganz darauf berechnet waren, ihren alten demokratischen Enthusiasmus zu wecken. „Soldaten!" sagte er, „wir feiern heute den 14. Juli: Ihr seht vor Euch die Namen Eurer Waffengefährten, die auf dem Bette der Ehre für die Freiheit Eures Vaterlandes gestorben sind. Sie haben Euch die Lehre gegeben, daß Ihr Euer Leben für dreißig Millionen Franzosen und für den durch Eure Siege verherrlichten Nationalruhm

---

hätte ausfindig gemacht werden können. Es ist merkwürdig, daß sich der Bösewicht des Dolches und der Pistolen des Grafen, seines Herrn, bedient hat, welcher, als ein politischer Ränkemacher, auf Gefahren gefaßt seyn mußte und daher diese Waffen stets auf seinem Zimmer hatte.

hinzugeben bereit seyn müßt. Soldaten! ich weiß, daß Ihr von den Gefahren, die dem Vaterlande drohen, tief ergriffen seyd; allein diese Gefahren sind in Wahrheit nicht vorhanden. Dieselben Männer, die unserem Frankreich den Sieg über das vereinte Europa verschafft haben, leben noch. — Wir sind durch Berge von Frankreich geschieden, aber ihr würdet sie, wenn es seyn müßte, mit der Schnelligkeit des Adlers überfliegen, um die Constitution aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen, die Regierung und die Republikaner zu beschützen. Soldaten! die Regierung wacht über die Gesetze, wie über ein ihr anvertrautes Heiligthum. Die Royalisten sollen sich nicht länger blicken lassen, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen. Seyd unbekümmert, laßt uns schwören bei den Manen jener Helden, die an unserer Seite für die Freiheit gefallen sind, laßt uns schwören bei unsern Fahnen — Krieg den Feinden der Republik und der Konstitution des Jahres drei!"

Es darf wohl nicht erst bemerkt werden, daß nach der brittischen Verfassung oder nach irgend einer andern, die auf festen Grundsätzen beruht, eine solche Rede an die bewaffnete Macht, wodurch diese aufgefordert wird, mit Waffengewalt irgend eine konstitutionelle Frage zu entscheiden, einerseits als Meuterei, andererseits als Hochverrath angesehen werden würde.

Der von dem General so deutlich gegebene Wink that seine Wirkung. Jede Abtheilung der Armee, wel-

chen Namen sie tragen mochte, brach sofort in Drohungen gegen die Oppositionspartei in den beiden Räthen aus, die sich zu andern Grundsätzen bekannte, als der Obergeneral, die sich aber bis jezt nur derjenigen Widerstandsmittel bedient hatte, zu denen sie nach der Verfassung befugt war. Mit andern Worten, die Soldaten meinten, in einer Republik müßten die konstitutionellen Debatten, die in einer gemischten Regierungsform den Minißtern so viel zu schaffen machen, durch das Schwert entschieden werden. Die Prätorianer, die Strelitzen, die Janitscharen, haben gleichfalls gedacht, die Waffengewalt sey das wahre Mittel, um in einem Staate die Mißbräuche abzustellen, eine unbeliebte Dynastie oder ein verhaßtes Ministerium auf die Seite zu schaffen.

Allein Buonaparte diente dem Direktorium in dieser wichtigen Krise nicht blos durch Drohungen aus der Ferne. Er sandte den General Augereau nach Paris ab, angeblich zur Ueberreichung der in Mantua dem Feinde abgenommenen Fahnen, in Wahrheit aber zur Befehligung der bewaffneten Macht, deren sich die Majorität des Direktoriums gegen ihre dissentirenden Kollegen und gegen die Opposition in beiden Räthen zu bedienen beschlossen hatte. Augereau war ein derber, kühner und stupider Soldat, ein Erzjakobiner, dessen bekannte Grundsätze dafür bürgten, daß er sich über alle konstitutionellen Bedenklichkeiten hinwegsetzen würde. Auf den Fall aber, daß das Direktorium un-

terliegen sollte, hielt sich Buonaparte bereit, an der Spitze von 50,000 Mann schnell nach Lyon zu marschiren. Dort wollte er die Republikaner und alle Anhänger der Revolution versammeln, und, wie er selbst sehr richtig sagt, wie Cäsar als das Haupt der Volkspartei über den Rubicon gehen. Er würde wohl auch wie Cäsar geendet, d. h. wie dieser die höchste Gewalt, die er angeblich zum Besten des Volks aufrecht erhalten wissen wollte, an sich gerissen haben.

Die Gegenwart Buonaparte's war jedoch zur Unterstützung des Direktoriums nicht so wesentlich nöthig, als er selbst erwartet oder gehofft haben mochte. Die militärische Hilfe lag diesen Gewalthabern näher. Sie setzten sich über ein Staatsgrundgesetz hinweg, nach welchem die Truppen in Beziehung auf den Sitz der gesetzgebenden Versammlung eine bestimmte Grenze nicht überschreiten durften, und ließen einen Theil der von Hoche befehligten Armee gegen Paris vorrücken. Die Majorität der beiden Räthe hierüber bestürzt, bot zwar die Nationalgarden zu ihrer Vertheidigung auf; allein Augereau kam ihnen zuvor und begab sich mit einer ansehnlichen Streitmacht nach dem Orte ihrer Sitzung. Die zu ihrem Schutze aufgestellten Wachen wurden überrascht, oder vergaßen ihre Pflicht und leisteten keinen Widerstand. Das Direktorium, kein anderes Gesetz, als die Gewalt kennend, behandelte seine Gegner wie Staatsverbrecher: Barthelemy wurde verhaftet (Carnot war nach Genf geflohen); Willot, Prä-

sident des Raths der Alten, Pichegru, Präsident des Raths der Fünfhundert, und etwa 150 Abgeordnete, Journalisten u. a. m. wurden in der Halle der Versammlung und anderswo ergriffen und festgehalten. Zur Beschönigung dieses willkührlichen und gesetzlosen Verfahrens ließ das Direktorium die aufgefangene Korrespondenz von Pichegru bekannt machen, obgleich von den übrigen Beklagten nur wenig um das Geheimniß der royalistischen Verschwörung wußten. In der That, obgleich alle diejenigen, die sich nach dem Ende der für das Land so verderblichen revolutionären Händel sehnten, sich auf die royalistische Seite hinneigten, so mußte man doch ein gewaltiger Royalist seyn, um das Betragen eines Generals zu billigen, der, wie Pichegru, die von ihm befehligte Armee dem Schwerte des Feindes preisgegeben hatte, um Plane und Absichten zu hintertreiben, deren Ausführung ihm durch seine Stellung zur Pflicht gemacht wurde.

Die Verrätherei von Pichegru, die zuerst nur wenig Glauben fand, ward plötzlich durch eine Proklamation von Moreau bestätigt, der im Laufe des Kriegs in einem aufgegriffenen Rüstwagen des österreichischen Generals Klingling die ganze geheime Korrespondenz gefunden, aber die Sache verschwiegen hatte, bis auch die Papiere von Entraigues in die Hände von Buonaparte gekommen waren. Dann machte Moreau, vielleicht aus Furcht vor den Folgen eines so langen

Stillschweigens, bekannt, was er wußte. Auch Regnier hatte dasselbe verdächtige Stillschweigen beobachtet, woraus zu folgen scheint, daß, wenn diese Generale die königliche Sache auch nicht geradezu begünstigten, sie doch auch nicht geneigt waren, die zu Gunsten derselben angezettelten Verschwörungen zur Anzeige zu bringen.

Das Direktorium bediente sich der ihm durch seinen Sieg vom 18ten Fructidor (so nannte man diese Epoche) gewordenen Gewalt auf eine tyrannische Weise. Es floß zwar kein Blut, allein die Mitglieder der besiegten Partei erfuhren die willkührlichste und härteste Behandlung. Durch ein in der ersten Wuth der Leidenschaft abgefaßtes Gesetz wurden 2 Direktoren, 50 Deputirte, mit 148 andern Individuen, meistens angesehenen Männern, geächtet und in die brennend heißen, ungesunden Wüsten der Guiana verwiesen, was einer langsamen Hinrichtung gleich kam. Sie wurden sowohl während ihrer Ueberfahrt nach diesem schrecklichen Orte, als nach ihrer Ankunft daselbst auf das ärgste mißhandelt. Ihr Schicksal wollte, daß sie an dem Orte ihrer Verbannung mit einigen ihrer grimmigsten Feinde, den gottlosesten und menschenfeindlichsten Jakobinern, zusammentreffen sollten.

Zu dieser Strenge kam noch die willkührliche Vernichtung mehrerer Wahlen mit andern scharfen, angeblich die öffentliche Sicherheit, in der That aber die Befestigung der Direktorialgewalt bezweckenden

Maß=

Maßregeln. Während dieser Revolution hatten sich die untern Volksklassen, die früher bei ähnlichen Gelegenheiten so thätig gewesen waren, ganz ruhig verhalten; die streitenden Parteien waren einerseits die Mittelklassen, die sich nach einer monarchischen Regierung sehnten, andererseits das Direktorium, das ohne bestimmte politische Grundsätze zur höchsten Gewalt gelangt war, sich derselben versichern wollte, und dies durch den Beistand der bewaffneten Macht zu bewirken suchte.

Buonaparte war mit dem Resultate des 18ten Fructidors eben nicht zufrieden; wäre es weniger entscheidend gewesen, so würde er an Bedeutung gewonnen und einen Anlaß gehabt haben, über den Rubicon zu gehen, wie er sich ausdrückte. Wie die Sachen jetzt standen, blieben die drei Männer, welche die Mehrzahl des Direktoriums bildeten, und weder durch Talente, noch durch Geburt, noch durch ihre Dienste, selbst nicht durch eine zufällige Popularität ausgezeichnet waren, gleichsam durch einen Zufall im Besitze der höchsten Gewalt und zufolge des Ausgangs des Kampfes die Herren des kühnen und ehrgeizigen Siegers, der es wahrscheinlich jetzt schon fühlte, daß er zum Herrschen nicht zum Gehorchen geboren sey.

Napoleon scheint, seinen eignen Denkwürdigkeiten zufolge, die Gewaltthätigkeit mißbilligt zu haben, mit welcher die Direktoren ihren Sieg zum Behuf ihrer persönlichen Rache mißbrauchten, um so mehr, als

dadurch auch Männer getroffen wurden, die er achtete. Er erklärte, er selbst würde sich damit begnügt haben, einige der gefährlichsten Verschwörer zu verhaften, und andere unter die wachsame Aufsicht der Polizei zu stellen. Er muß besonders großen Antheil an Carnot's Schicksal genommen haben, den er als einen seiner thätigsten Gönner betrachtet zu haben scheint *). Man versichert, er sey sogar schon vor dem 18ten Fructidor mit dem Direktorium so unzufrieden gewesen, daß er sich geweigert habe, demselben zur Beförderung seiner Absichten eine diesfalls zugesagte Geldsumme zu übersenden. Der Sekretär von Barras erhielt deßwegen den Auftrag, ihn wegen dieses Aufschubs zu Rede zu stellen, und er soll dies auf eine so wenig schonende Weise gethan haben, daß Napoleon, an keinen Widerspruch gewöhnt, im Begriff war, ihn erschießen zu lassen; doch besann er sich wieder eines andern und fertigte ihn mit einer nichtssagenden Antwort ab.

Zufolge des zweideutigen Verhältnisses, in welchem Buonaparte zu dem Direktorium stand, konnte dieses seiner Rückkehr nach Paris wohl nicht ohne einige Be-

*) In Carnot's Denkwürdigkeiten wird das Verdienst, Buonaparte's Talente entdeckt und für seine Beförderung Sorge getragen zu haben, mehr Carnot, als Barras zugeschrieben. Wie dem auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß Napoleon sich Carnot höchst verpflichtet fühlte, und ihm großen Dank schuldig zu seyn versicherte. — Siehe Moniteur vom Jahre 5, Nro. 140.

sorgniß entgegen sehen, und zwar in Erwägung der Sensation, die ein solcher Mann, der der würdige Günstling des Glücks zu seyn schien, in jeder Hauptstadt, besonders aber in Paris machen mußte. So mittelmäßige Männer, wie Barras, die höher gestellt worden sind, als sie es verdient haben, kommen nothwendig in die größte Verlegenheit, wenn es unvermeidlich ist, daß sie mit einem Manne verglichen werden, dem die Natur die Gaben verliehen hat, die sie, um ihre Stellen würdig auszufüllen, selbst haben sollten. Je höher sie stehen, desto linkischer ist ihr Benehmen, denn die Karakterwürde, die ihnen abgeht, ist durch keinen äußeren Vortheil zu ersetzen, wie ein Zwerg, wenn er auf Stelzen steht, darum noch kein Riese ist. Das Direktorium hatte bereits bei mehreren Gelegenheiten an Buonaparte einen Mann gefunden, der sich nicht gerne befehlen ließ. Es wäre ihm daher gewiß sehr lieb gewesen, wenn es in der Ferne Beschäftigung für ihn hätte finden können; da sich dieses nun nicht thun ließ, so mußte es ihn auf irgend eine Weise zu Hause zu beschäftigen suchen, oder Gefahr laufen, daß er sich sein Geschäft selbst wähle.

Man muß sich wundern, daß es dem Direktorium nicht einfiel, Buonaparte auf Kosten des Staats reichlich auszustatten und ihn dadurch zu gewinnen. Es wäre dieses um so billiger gewesen, da er seine eigenen Angelegenheiten selbst gänzlich vernachlässigt hatte. In den von ihm eroberten oder eingeschüchterten Ländern

hatte er ungeheure Summen erhoben, und theils für seine Armee verwendet, theils dem Direktorium zugeschickt. Er legte keine Rechnung darüber ab, auch ward dies nicht von ihm verlangt; allein nach seiner eignen Angabe beliefen sich die nach Paris geschickten Summen auf fünfzig Millionen Livres. Ihm selbst blieben, als er Italien verließ, nur 300,000 Livres.

Es ist nicht zu läugnen, daß, um diese Summen aufzubringen, Buonaparte die alten Staaten geplündert und den neugebildeten Republiken die Freiheit und Gleichheit um einen Preis verkauft hatte, durch dessen Entrichtung sie gegen das angebliche Gift der Republiken, den übermäßigen Reichthum, gesichert wurden. Dagegen ist nicht in Abrede zu stellen, daß wenn der französische Feldherr die Italiener wie Cortez die Mexikaner plünderte, er nur wenig von der Beute für sich behielt, obgleich er gar oft das Gegentheil thun konnte.

Der Kommissär Salicetti, sein Landsmann, ertheilte ihm den Rath, sich selbst besser zu bedenken. Bald nach den ersten Siegen in Italien eröffnete er Napoleon, der Ritter von Este, Bruder und Gesandter des Herzogs von Modena, habe vier Millionen Franken in Gold in vier Kistchen mitgebracht, die zu seinen Diensten ständen. „Das Direktorium und die gesetzgebende Versammlung," sagte er, „werden Ihre Dienste nie anerkennen — Sie brauchen Geld und der Herzog braucht einen Beschützer."

Buonaparte erwiederte: „Ich danke Ihnen; allein ich will mich wegen vier Millionen nicht in die Gewalt des Herzogs von Modena geben."

Die Venetianer boten dem französischen General in ihrer äußersten Noth ein Geschenk von sieben Millionen an, das auf dieselbe Weise ausgeschlagen wurde. Auch Oesterreich erwies sich nicht karg: Napoleon sollte im deutschen Reich ein Fürstenthum von wenigstens 250,000 Seelen erhalten und so gegen den zum Sprichwort gewordenen republikanischen Undank sichergestellt werden. Der General dankte dem Kaiser für diesen Beweis seines Wohlwollens; erklärte aber zugleich, daß er nichts annehmen könnte, was nicht von dem französischen Volke komme, und daß er sich stets mit dem, was dieses ihm aussetze, begnügen werde.

So wenig indeß Napoleon durch indirekte Mittel zu Reichthümern zu gelangen wünschte, so scheint er doch erwartet zu haben, daß man zum Dank für die ungewöhnlichen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet hatte, auf irgend eine Weise für ihn sorgen werde. Es wurde auch ein Versuch gemacht, ihm die Domäne Chambord und ein großes Hotel in Paris als Beweis der Dankbarkeit der Nation für seine glänzenden Siege zu verleihen; allein das Direktorium hintertierb diesen Antrag.

Bei diesem die Domäne Chambord betreffenden Antrag blieb es nicht: Malibran, ein Mitglied des Raths

der Fünfhundert, schlug vor, dem General Buonaparte auf Kosten des Staats ein jährliches Einkommen von 50,000 Livres, von dem die Hälfte nach seinem Tode auf seine Frau übergehen sollte, anzuweisen. Dieser Antrag war, wie es scheint, nicht recht überdacht und nicht gehörig eingeleitet; denn er wurde sehr gleichgültig aufgenommen und durch die pomphafte Erklärung eines Mitglieds umgangen, „daß so glorreiche Thaten sich nicht mit Gold ablohnen lassen.“ Die Versammlung stellte sonach den Satz auf, daß, weil die Schuld der Dankbarkeit zu groß sey, um mit Geld abgetragen werden zu können, derjenige, der darauf Anspruch habe, in seiner bisherigen Dürftigkeit belassen werden müsse, — in der That eine ökonomische Art zu rechnen, und nicht unähnlich der hochtönenden Lehre des bürgerlichen Gesetzes, nach welcher ein freier Mann, der ergriffen und als Sklave verkauft wird, keine Entschädigung ansprechen kann, sintemal die Freiheit des Bürgers einen überschwenglichen nicht zu berechnenden Werth hat.

Welches auch das Motiv des Direktoriums seyn mochte, — sey es die Hoffnung, den Ehrgeiz des jungen Siegers durch Armuth zu bändigen und zu entwaffnen, sey es das Bestreben gemeiner Seelen, denjenigen, die sie fürchten, wehe zu thun, so war sein Benehmen eben so ungroßmüthig, als unpolitisch. Die Direktoren hätten bedenken sollen, daß ein edles Gemüth sich durch Wohlthaten hätte fesseln lassen, ein

selbstsüchtiges aber durch die Aussicht auf einen sichern und unmittelbaren Vortheil von zweifelhaften und ehrgeizigen Entwürfen wäre abgehalten worden, wo dagegen ein unverholenes Uebelwollen und Mißtrauen denjenigen auf jeden Fall gefährlich machen mußten, der es zu Folge seiner Fähigkeiten werden konnte.

Statt den ehrgeizigen Sieger zu versöhnen, und ihn in die Ruhe einer behaglichen Unabhängigkeit einzuwiegen, scheinen die Direktoren den Plan gefaßt zu haben, neue Mühen für ihn zu ersinnen, und mit ihm zu verfahren, wie das Weib des Eurystheus mit dem jugendlichen Herkules. War er glücklich, so mochten sie heimlich darauf rechnen, selbst davon Nutzen zu ziehen; unterlag er, so waren sie von einem lästigen Nebenbuhler auf der Bahn der Macht und der Popularität befreit. In dieser Absicht schlugen sie Napoleon vor, die Leitung der gegen England bestimmten Expedition zu übernehmen und dadurch seinem militärischen Rufe die Krone aufzusetzen.

Viertes Kapitel.

Gegenseitige Lage von Großbritannien und Frankreich zur Zeit der Rückkehr Napoleon's aus Italien. — Unterhandlungen zu Lille; sie zerschlagen sich und Lord Malmesbury erhält den Befehl, die Republik zu verlassen — Die Errichtung einer Armee von England wird beschlossen und Buonaparte zum Befehls,

haber derselben ernannt. — Er schlägt seinen Wohnsitz in Paris auf. — Schilderung seines persönlichen Karakters und seiner Sitten. — Frau von Staël. — Oeffentliche Beehrung Napoleon's — Der Invasionsentwurf kommt zur Reife, und es zeigt sich, daß Aegypten damit gemeint sey. — Vergleichung der italienischen mit der Rheinarmee. — Napoleon's Absichten und Ideen, Aegypten betreffend. — Absichten des Direktoriums in Hinsicht auf denselben Gegenstand. — Unklugheit desselben. — Merkwürdige Aussagen von Miot über Buonaparte, ehe dieser abreist. — Die Kriegsflotte segelt den 10ten Mai 1798 von Toulon ab — Napoleon nimmt Malta am 10ten Juni ohne Widerstand in Besitz — Er setzt seinen Weg fort, — entkommt dem brittischen Geschwader, und landet am 29. bei Alexandrien. — Beschreibung der verschiedenen Volksklassen in Aegypten: — 1) die Fellahs und Beduinen, — 2) die Kopten, 3) — die Mameluken. — Napoleon erläßt von Alexandrien aus eine Proklamation gegen die Mameluken — Er zieht am 5ten Juli gegen dieselben. — Fechtart der Mameluken. — Unzufriedenheit und getäuschte Hoffnung der französischen Soldaten und ihrer Offiziere. — Ankunft bei Cairo. — Schlacht bey den Pyramiden am 11ten Juli, in welcher die Mameluken gänzlich geschlagen und zersprengt werden. — Uebergabe von Cairo.

Man hätte denken sollen, daß der Krieg, nachdem die Franzosen zu Lande, die Engländer zur See überall gesiegt hatten, sofort ein Ende nehmen müsse, wie ein Feuer, wenn es nichts mehr zu verzehren findet. Ueberall, wo das Wasser sie hintragen konnte, hatten die brittischen Kriegsschiffe das Meer vom Feinde gereinigt. Der größte Theil der auswärtigen Kolonien Frankreichs und seiner Alliirten, zu denen damals Holland und Spanien gehörten, waren in den Besitz

von England gekommen, und es blieb den Franzosen keine Hoffnung, dieselben je wieder zu erobern. Dagegen sah man auf dem Festlande nicht eine Muskete mehr gegen Frankreich gerichtet. So schien es, daß die großen wetteifernden Nationen, die mit verschiedenen Waffen und auf verschiedenen Elementen fochten, einen Kampf aufgeben müßten, der nicht mehr zu einem entscheidenden Resultate führen konnte.

Es wurde daher durch die Unterhandlung in Lille ein Versuch gemacht, dem Kriege ein Ziel zu setzen, der jetzt keinen Zweck mehr zu haben schien. Lord Malmesbury überreichte daselbst einen Plan, nach welchem England sich erbot, alle auf Kosten Frankreichs und seiner Verbündeten gemachten Eroberungen zurückzugeben, mit Ausnahme von Trinidad, des Vorgebirgs der guten Hoffnung, von Cochin und Ceylon, die von Spanien und Holland an England abgetreten werden sollten; zugleich wurden einige Forderungen zu Gunsten des Prinzen von Oranien und seiner Anhänger in den Niederlanden gemacht. Die französischen Bevollmächtigten erklärten dagegen, sie seyen angewiesen, von England die Abtretung aller seiner Eroberungen ohne irgend eine Vergütung zu verlangen; sie bestanden insbesondere, als auf einer unerläßlichen Bedingung, darauf, daß der König von Großbrittannien seinen Titel eines Königs von Frankreich ablege, daß die Flotte von Toulon wieder zurückgegeben werden und England auf gewisse Unterpfän-

der in den Niederlanden verzichten solle, auf die es wegen eines dem Kaiser gemacht'n Darleihens, Anspruch zu machen hatte. Lord Malmesbury verwarf, wie es sich versteht, eine Reihe von Forderungen, durch welche jede Frage noch vor Eröffnung der Unterhandlungen zum Nachtheile Englands entschieden wurde, und erbat sich von den Franzosen die Eingabe eines modificirten Friedensentwurfes. Inzwischen hatte aber der 18te Fructidor Statt gefunden, und die republikanische Partei, die hiedurch in den Besitz der vollen Gewalt gelangt war, brach die Unterhandlungen, wenn man sich anders dieses Wortes hier bedienen kann, plötzlich ab und wies den englischen Gesandten ohne weitere Umstände aus dem Gebiete der Republik. Es erfolgte hierauf die feierliche Erklärung, die Existenz des englischen Carthago in der Nähe des französischen Roms sey nicht zu gestatten, England müsse wie in den Zeiten Wilhelms des Eroberers nochmals unterjocht werden; und die Hoffnung eines vollständigen und endlichen Sieges über ihren natürlichen Feind und Nebenbuhler war für die Franzosen so schmeichelhaft, daß es in ganz Frankreich, vielleicht selbst unter den Royalisten, niemanden gab, in dem bei der Aussicht auf den bevorstehenden entscheidenden Kampf nicht der Nationalhaß der früheren Jahrhunderte wieder erwacht wäre.

Gegen das Ende des Oktobers 1797 verkündete das Direktorium die unverzügliche Versammlung einer Armee an den Küsten des Ozeans, die den Namen

der Armee von England führen und von dem Bürgergeneral Buonaparte befehligt werden sollte. Diese Nachricht ward in ganz Frankreich mit einem dem Siege vorgreifenden Jubel aufgenommen. In seiner Zuschrift an das französische Volk zählte das Direktorium alle Siege Frankreichs, alle die von ihm gemachten Anstrengungen auf, die erst durch die Züchtigung des treulosen, die See beherrschenden Englands gekrönt werden könnten. „Alles Unglück von Europa ist von London ausgegangen — in London muß ihm ein Ziel gesetzt werden.“ In einer feierlichen Sitzung des Direktoriums, wo die Urkunde des mit Oesterreich geschlossenen Friedens von Berthier und Monge im Namen des Obergenerals überreicht wurde, nahm letzterer, der in Italien in der Eigenschaft eines Kunsträubers gedient hatte und jetzt ohne Zweifel eine reiche Ernte von Seltenheiten in England ahnden mochte, im Namen der Armee und des Generals den von den Machthabern ausgesprochenen Auftrag an. „Die englische Regierung,“ sagte er, „und die französische Republik können nicht länger beide zugleich bestehen. — Ihr habt das Losungswort gegeben — schon schwingen unsere siegreichen Schaaren ihre Waffen und Scipio ist an ihrer Spitze.“

Während diese Posse — denn als solche erwies sich der ganze Vorgang — in Paris gespielt wurde, kam der Führer der beabsichtigten Unternehmung daselbst an und bezog dieselbe bescheidene Wohnung, wie vor-

dem, als er noch nicht der Eroberer von Palästen war. Die Gemeinde von Paris erwies dem sieggekrönten General die Ehre, die Straße Chantereine, wo er wohnte, in die Siegesstraße umzutaufen.

In einer Hauptstadt, wo alles willkommen ist, was in das alltägliche Leben einen Wechsel bringen kann, ist die Ankunft einer merkwürdigen Person gewissermaßen ein Feiertag; allein ein so hervorragender Mann, wie Buonaparte — der Eroberer — der Weise — der Politiker — dem nichts zu schwer war — der in allen Schlachten gesiegt und die Fahnen der Republik von Genua her so weit vorwärts getragen hatte, daß der Pabst in Rom, der Kaiser in Wien geschreckt wurde — ein solcher Mann war kein alltägliches Wunder. Das Wundersame seiner Erscheinung ward noch gesteigert durch seine Jugend und weit mehr noch durch den Ausdruck seiner Ueberlegenheit in der Gesellschaft der ausgezeichnetsten Personen, die Frankreich aufweisen konnte. Dieser Ausdruck offenbarte sich durch ein gewisses zurückhaltendes Wesen, das zu sagen schien: Ihr könnt mich wohl angaffen, aber nicht durchschauen. Napoleon's damaliges Benehmen in der Gesellschaft ist uns von einem der feinsten Beobachter beschrieben worden. Dieser sagt von ihm, die Bewunderung, die man ihm nicht habe versagen können, sey jederzeit mit einiger Furcht gemischt gewesen. Napoleon hatte seine eigene Weise, er war weder gut noch übel gelaunt, weder gütig noch streng

gleich andern Menschenkindern. Er schien ganz für die Ausführung seiner eigenen Plane zu leben, und andere nur in sofern zu beachten, als sie dieselben befördern oder stören konnten. Er schätzte seine Mitmenschen nur als Mittel zu seinen Zwecken und wußte, wie in unmittelbarer Anschauung, die Gesinnungen derjenigen zu ergründen, die er seiner Aufmerksamkeit würdig hielt. Buonaparte hatte damals noch nicht den Ton einer leichten geselligen Unterhaltung in seiner Gewalt; wahrscheinlich war sein Geist noch zu beschäftigt oder zu stolz, um sich zu dieser Gefallweise zu bequemen; er zeigte sich steif und zurückhaltend, vielleicht um sich der Zudringlichkeit zu erwehren. Mit seinem Blicke verhielt es sich eben so. Wenn er sich scharf beobachtet glaubte, konnte er seiner Miene jeden Ausdruck benehmen; der Beobachter sah alsdann nichts, als ein leeres gleichgültiges Lächeln, die unbeweglichen Augen und die starren Züge einer Marmorbüste.

Wenn Napoleon gefallen wollte, erzählte er oftmals Anekdoten aus seinem Leben auf eine sehr anmuthige Weise; wenn er schwieg, so zeigte sich etwas Höhnisches in seinem Gesichte; wenn er sich gehen ließ, so fiel er, nach der Aussage der Frau von Staël, ins Gemeine. Sein herrschendes Gefühl schien das seiner eigenen Ueberlegenheit zu seyn, verbunden mit einer geheimen Verachtung der Welt, in der er lebte, der Menschen, mit denen er umging, und selbst der

Zwecke, die er verfolgte. Sein Karakter und sein Benehmen waren überhaupt ganz dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der französischen Nation auf sich zu ziehen, und ein bleibendes Interesse zu erwecken, sowohl durch seine geheimnißvolle Aussenseite, als durch den Glanz seiner Siege. Die höchste Gewalt prunkte im Palaste Luxemburg, aber ganz Paris wußte wohl, daß der Gründer und Beschützer dieser Gewalt in einem unansehnlichen Hause der neugetauften Siegesstraße zu finden sey.

Einige Züge in diesem Gemälde sind vielleicht in noch frischem Hasse (recentibus odiis) zu scharf gehalten. Die Mißhelligkeit zwischen Buonaparte und der Frau von Staël, der wir hauptsächlich gefolgt sind, ist bekannt genug. Sie entstand um diese Zeit, wo diese durch ihre Talente so sehr ausgezeichnete Frau begreiflicherweise die Aufmerksamkeit des Besiegers der Sieger auf sich zu lenken suchte. Beide scheinen einander mißverstanden zu haben; denn die Dame, die es sicherlich am besten wissen mußte, hat uns berichtet, ihre Furcht vor Buonaparte sey, nachdem sie ihn öfters gesehen, eher gestiegen, als gefallen, und sie habe, er mochte auch thun, was er wollte, um zu gefallen, ihre Abneigung gegen das, was sie in seinem Karakter fand, nicht besiegen können. Seine höhnische Verachtung alles Trefflichen wirkte erkältend und verwundend, wie das Schwert in der Romanze. Buonaparte scheint den geheimen und mystischen Schre-

cken, den er der geistreichen Verfasserin der Corinna einflößte, nicht geahnt zu haben. Las Cases berichtet uns im Gegentheil, daß sie Allem aufgeboten habe, um auf den General Eindruck zu machen. Sie schrieb an den Abwesenden und drang sich, wie der Graf sich eben nicht höflich ausdrückt, dem Anwesenden auf. Beide befanden sich, wie die Franzosen sagen, in einer falschen Stellung zu einander. Man kann der Frau von Staël die Meinung zu gut halten, daß ihrem Witze und Talente nicht zu widerstehen war, wenn sie gefallen wollte; allein Buonaparte wollte das Entgegenkommen einer so scharfsehenden und gescheiten Dame, die sich weit mehr herausnehmen durfte, als ein Mann, eher zurückweisen, als ermuthigen. Es war ihr gewiß darum zu thun, sein Inneres zu erforschen, und sie stellte eines Tags seine Geistesgegenwart auf die Probe, indem sie in einer glänzenden Versammlung bei Talleyrand plötzlich die Frage an ihn richtete, welche von allen jetzt lebenden oder verstorbenen Frauen er für die größte halte. „Diejenige, „welche die meisten Kinder geboren hat," erwiederte Buonaparte mit der größten Unbefangenheit. Durch diese Antwort in Verlegenheit gesetzt, bemerkte sie, er gelte eben für keinen großen Bewunderer des schönen Geschlechts. „Ich liebe meine Frau zärtlich, Madame," antwortete er mit einer jener kurzen und beißenden Bemerkungen, die wie eines seiner entscheidenden Schlachtmanövers wirkte und allem weitern Streite ein Ende

machte. Von dieser Zeit an war Feindschaft zwischen Buonaparte und der Frau von Staël; und er behandelte sie zu verschiedenenmalen mit einer Härte, die gewissermaßen den Anschein eines persönlichen Widerwillens hatte, vielleicht aber mehr der staatsklugen, als der gelehrten Frau galt. Nach seinem Falle scheint Frau von Staël ihren Groll gegen ihn gemildert zu haben; wir erinnern uns, daß sie während des Feldzugs von 1814 in den gesellschaftlichten Zirkeln weissagte, daß unter den Mauern von Troyes die in Frankreich eingedrungenen Hunnen, wie zu den Zeiten des Attila, geschlagen werden würden, und daß Buonaparte dabei die Rolle des Theodorich spielen werde.

Während die Volksstimme und der Beifall ausgezeichneter Männer dem jugendlichen Sieger solchergestalt huldigten, durfte das Direktorium nicht versäumen, ein Gleiches zu thun, wenn es nicht die öffentliche Meinung gegen sich aufbringen und sich selbst mehr schaden wollte, als demjenigen, der nach dem Urtheile Aller auf jede Beehrung Anspruch machen konnte. Am 10ten December empfing das Direktorium Napoleon öffentlich mit Ehrenbezeugungen, welche die republikanische Regierung bis jetzt noch niemanden erwiesen hatte, und die denen als übertrieben erscheinen mußten, die sich noch daran erinnerten, wie sehr einst die Freiheit und Gleichheit als der Talisman der französischen Glückseligkeit gepriesen worden waren. Die Feierlichkeit fand in dem großen Hofe des Palastes von

Luxemburg Statt, wo das Direktorium, umgeben von allen, die durch ihre Stellung im Staate oder durch ihre Talente ausgezeichnet waren, den bestätigten Friedensvertrag von Campo Formio aus den Händen Napoleon's empfing. Bei Ueberreichung dieser Urkunde hielt Buonaparte eine Rede, worin er dem Direktorium sagte, zur Einführung einer auf die Vernunft gegründeten Verfassung hätten die Vorurtheile von achtzehn Jahrhunderten besiegt werden müssen. — „Die Verfassung des Jahres drei sey entstanden und alle diese „Hindernisse seyen besiegt worden." Der Triumph dieser Verfassung dauerte genau bis zum Jahre acht, wo der Redner selbst dieselbe über den Haufen warf, und die Macht derjenigen zerstörte, welche die Irrthümer von achtzehn Jahrhunderten überwältigt, und sich an ihrer Stelle zu Herrschern erhoben hatten.

Obgleich die Franzosen die Religion aus ihren Gedanken und aus ihrem häuslichen Leben verbannt hatten, behielten sie doch bei öffentlichen Feierlichkeiten einige mit ihr verwandte, wenn schon entstellte Ceremonien bei. Sie, die alle Andachtsübungen abgeschafft und das Daseyn eines Gegenstandes der Verehrung ausdrücklich geläugnet hatten, konnten doch bei Gelegenheiten, wie die gegenwärtige, Altäre, Hymnen und Kirchengebräuche nicht entbehren. Der General, von Barras, dem Präsidenten des Direktoriums, geführt, näherte sich einer Erhöhung, die man den Altar des Vaterlands nannte; es fanden mehrere Ce-

remonien Statt, worauf die zahlreiche Versammlung, sehr erbaut von dem, was sie gesehen hatte, wieder entlassen wurde. Die beiden Räthe oder repräsentativen Körperschaften gaben zu Ehren Napoleon's ein glänzendes Bankett. Durch diese Ehrenbezeugungen fand er sich jedoch weniger geschmeichelt, als dadurch, daß ihn das Nationalinstitut an die Stelle seines Freundes Carnot, der auf der Flucht war und den man für todt hielt, unter die Zahl seiner Mitglieder aufnahm, während der Dichter Chenier sein Lob besang, und seine künftigen Siege, durch die baldige Eroberung von England gekrönt, weissagte.

Nichts ist unphilosophischer, als die Gebräuche anderer Völker blos deswegen lächerlich zu machen, weil sie von den unsrigen abweichen; allein es ist doch merkwürdig, daß es den beiden Häusern des brittischen Parlaments zu seiner Zeit nicht eingefallen ist, den Herzog von Malborough zu bewirthen und daß die königliche Societät der Wissenschaften seinen Nachfolger auf der Siegesbahn auch nicht durch allgemeinen Zuruf zu ihrem Mitgliede ernannt hat, obgleich die brittische Nation in beiden Fällen nicht unterlassen hat, die Schuld der Dankbarkeit gegen ihre hochverdienten Feldherrn auf eine schlichtere und gemeinere Weise, nemlich durch Verleihung van großen und wahrhaft fürstlichen Domainen abzutragen.

Indessen ward England fortwährend auf das ernstlichste mit einer Invasion bedroht. Die Engländer

ließen sich aber dadurch nicht schrecken; die einzige Wirkung dieser Drohung war, daß Männer von jedem Range ihren Streit über politische Gegenstände aufgaben und mit aller Energie ihres Nationalkarakters zusammenhielten, um den Anstalten, die gegen sie getroffen wurden, die Stirne zu bieten und dieselben zu vereiteln. Was diesem Entschlusse noch mehr Festigkeit gab, war das Andenken an die brittische Tapferkeit, die Frankreich so oft die tiefsten Wunden geschlagen hatte und die sich gewiß auch in der äußersten Gefahr nicht verläugnen konnte. Man sah jetzt die wohlthätigen Früchte einer freien Verfassung, die das Gift des Parteigeistes in offener Debatte verdünsten läßt. Diejenigen, die über Frieden und Krieg verschieden dachten, waren in Beziehung auf Nationalvertheidigung und Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes ganz derselben Meinung; diejenigen, welche nach der gemeinen Ansicht durch den Parteigeist unversöhnlich entzweit schienen, waren die ersten, zu den genannten Zwecken sich zu vereinigen, wie Männer, die sich im Fechten üben, sogleich ihre Uebungswaffen wegwerfen und ihre Schwerter ziehen würden, wenn sie von Räubern gestört werden wollten.

Buonaparte nahm mittlerweile die ganze Küste des brittischen Kanals in Augenschein. Er verweilte bei jedem wichtigen Punkte, sammelte Notizen und stellte jene Berechnungen an, die ihn in einer spätern Periode bewogen, das Projekt einer Landung in Eng-

land von Neuem vorzunehmen. Das Resultat dieser Untersuchungen war zunächst dieses, daß in dem vorliegenden Falle die Unternehmung aufgegeben werden müsse. Die unermeßlichen Zurüstungen und die gewaltigen Drohungen einer Invasion hatten weiter keine Folge, als daß etwa 12 bis 1400 Franzosen unter dem General Tate bei Fishguard in Süd-Wales an's Land gesetzt wurden. Sie waren ohne Geschütz und betrugen sich eher als Schiffbrüchige, die der Sturm auf eine feindliche Küste geworfen hatte, denn als Soldaten einer Invasionsarmee, sintemal sie sich ohne allen Widerstand dem Lord Cawdor, der mit einer in der Eile zusammengerafften Abtheilung wallischer Miliz auf den ersten Lärm gegen sie gezogen war, als Kriegsgefangene ergaben. Die Sache sollte wahrscheinlich nur ein Versuch seyn, der jedoch gänzlich mißlang.

Die Andeutungen einer Invasion wurden nichts destoweniger fortgesetzt, und alles schien auf beiden Seiten zu einem verzweifelten Kampfe zwischen den zwei mächtigsten Nationen von Europa vorbereitet zu werden. Allein das Verfahren der Politiker gleicht jenem gewisser Handelsleute in Indien, die man Banianen nennt, die von den gleichgültigsten und geringfügigsten Dingen mit einander zu sprechen scheinen, während sie, unter einem Shawl, der zwischen ihnen ausgebreitet ist, ihre Hände spielen lassen und mittelst dieser mimischen Zeichen die wichtigsten Händel unter

einander abschließen. Während ganz Frankreich und England mit unverwandten Blicken auf die Flotte und die Armeen sahen, die gegen das letztere Land bestimmt waren, wollten das Direktorium und sein General die Drohungen nur als ein Blendwerk gebrauchen, um die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrem eigentlichen Zwecke, d. h. von der berühmten Expedition nach Aegypten, abzuziehen.

Früher schon (am 13ten September 1797), als er noch in Italien war, hatte Buonaparte dem Direktorium vorgestellt, welche Vortheile der Besitz der Insel Malta den Franzosen gewähren würde und wie leicht es sey, dieselbe zu nehmen. „Die Ritter," sagte er, „seyen den Einwohnern von Malta verhaßt, „und stürben fast Hungers." Um ihre Noth noch zu vermehren und ihre Vertheidigungsmittel vollends zu schwächen, hatte er ihr Eigenthum in Italien bereits eingezogen. Er bewies dem Direktorium in einer weitern Ausführung, daß, wenn man einmal im Besitze von Corfu und Malta sey, die Eroberung von Aegypten sich von selbst verstehe. 25,000 Mann und 8 bis 10 Linienschiffe, meinte er, würden zu dieser Expedition hinreichend seyn und könnten von der italienischen Küste zu diesem Zwecke abgehen.

Talleyrand, damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten, erkannte in seiner Antwort vom 23sten September die unermeßlichen Vortheile einer Expedition nach Aegypten, das, als eine französische Kolo-

nie, den Handel von Indien auf dem kürzesten Wege nach Europa ziehen und den weiten Umweg um das Vorgebirg der guten Hoffnung entbehrlich machen würde. Diese Korrespondenz beweist, daß Buonaparte, noch ehe er Italien verließ, schon den Gedanken einer Expedition nach Aegypten in der Seele trug, wahrscheinlich aber nur als einen jener großen, noch rohen Entwürfe, zu denen sein Ehrgeiz durch sein Glück in so vielen gefahrvollen Unternehmungen ermuthigt worden war. Diese Idee hatte etwas Wildes und Großartiges, das einer vom Ehrgeize entflammten Einbildungskraft gefallen mußte. Er sollte, unerreichbar jedem höhern Gebote, die unumschränkte Vollmacht erhalten, nach Gefallen Eroberungen zu machen und vielleicht ein Reich zu gründen, in einem längst schon als die Wiege der Wissenschaften betrachteten Lande, das in der heiligen und profanen Geschichte als der Schauplatz der größten Begebenheiten und entfernter Revolutionen, gefeiert wird, die, durch unermeßliche Zeiträume von uns geschieden, einen düstern und geheimnißvollen Eindruck auf die Einbildungskraft machen. Auch sind die ersten Versuche aller Kunst unter den gigantischen Ruinen von Aegypten und seinen der Zeit trotzenden Denkmählern zu finden. Dies konnte seine Wirkung auf Buonapate nicht verfehlen, der so sehr nach dem Ruhme geizte, der dem Beschützer und Verbreiter der Wissenschaften, der Philosophie und der schönen Künste zu Theil wird. In dieser Hinsicht hatte

er einen allzeit fertigen und willigen Rathgeber bei der Hand. Mongé, der Künstler und Virtuos, und bei diesem Anlaß der Vertraute Napoleon's, munterte ihn ohne Zweifel zu einer Unternehmung auf, die dem Alterthumsforscher eine reiche Beute unter den bis jetzt nur unvollkommen untersuchten Ruinen von Tempeln und Pallästen zu versprechen schien.

Allein obgleich dieser Gegenstand zwischen dem Direktorium, den Ministern und Buonaparte zur Sprache gekommen war, so wollte dieser, ehe er sich auf die Sache einließ, wahrscheinlich erst den Ausgang der Revolution vom 18. Fructidor abwarten, weil er, nicht ohne Grund zweifelte, ob die Direktoren, nach ihrem Siege über die Majorität der beiden Räthe auch im Stande seyn würden, ihre Gewalt und Herrschaft zu befestigen. Er wußte, daß das Direktorium überall nicht beliebt war. Für die zahlreiche Partei, die sich nach einer monarchischen Regierungsform sehnte, war dasselbe ein Gegenstand des Abscheus. Die Armee war den Direktoren auch nicht hold, sie wurden von ihr verachtet und nur darum gehalten, weil dieselbe nicht mit den Royalisten gemeinschaftliche Sache machen wollte. Unter den heftigern Republikanern hatten diese Machthaber wenig Freunde wegen ihres thätigen Antheils an Robespierre's Falle und wegen der Hinrichtung von Baboeuf und seiner Mitverschwornen. Von der Armee verachtet, von den Royalisten gehaßt, von den Republikanern verabscheut, schien die

Direktorialregierung sich nur noch darum zu behaupten, weil die Faktionen, denen sie mißfiel, das Uebergewicht fürchteten, welches derjenigen, die dieselbe stürzen würde, zu Theil werden mußte.

Diese Krise in den öffentlichen Angelegenheiten war eine lockende Versuchung für einen Mann, wie Buonaparte, der durch sein fast unglaubliches, durch keinen eigentlichen Unfall unterbrochenes Waffenglück die Augen des großen Haufens und selbst der Nation nothwendig auf sich zog und in den neuen Wechseln die der wandelbaren französischen Regierung bevorstanden, zu den größten Dingen berufen schien.

Das Volk, einem Sieger stets gewogen, begrüßte ihn überall mit lautem Beifall und seine Soldaten sprachen in ihren Kriegsliedern davon, die Advokaten von dem Staatsruder zu verdrängen, und ihren siegreichen General an ihre Stelle zu setzen. Die Franzosen legten jetzt, zum ersten Male seit dem Anfange der Revolution, die in der neuern Zeit aufgekommene Gewohnheit ab, sich die Nation als ein Ganzes zu denken, und von ihr in diesem Sinne zu sprechen; sie fingen nachgerade an, sich für Napoleon, als für ein Individuum zu interessiren; schon hatte jene ausschließende Hochachtung seiner Persönlichkeit in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt, die ihn später auf den Thron erhob.

Allein trotz dieser vielversprechenden Anzeigen sah Napoleon, der eben so vorsichtig als unternehmend

war, ein, daß die Zeit noch nicht gekommen sey, wo er ohne große Gefahr den Versuch machen könne, die höchste Gewalt in Frankreich an sich zu reißen. Zwar konnte er auf die Soldaten von Italien sich ganz verlassen; allein es gab noch eine andere große und wetteifernde republikanische Armee, die Rheinarmee, die nie unter ihm gedient, nie an seinen Siegen Theil genommen hatte, und die daher begreiflicher Weise mehr auf Moreau, als auf Buonaparte sah.

Frau von Staël sagt, die Soldaten dieser beiden Armeen hätten nur die Tapferkeit mit einander gemein gehabt. Die Truppen der Rheinarmee hatten nach vielen heißen Schlachten und Gefechten nur wenig Beute gemacht, und zeigten daher in ihrer Haltung eine dem republikanischen Systeme angemessene Simplicität. Die Armee von Italien dagegen, die sich nicht mit dürren Lorbeern begnügt hatte, trug großen Reichthum zur Schau und bewieß dadurch, daß sie auf der Siegesbahn ihr eigenes Interesse zu bedenken nicht versäumt habe.

So lange noch eine Armee bestand, die, wie die Rheinarmee, mit Napeleon's Schaaren wetteiferte, konnte es dem letztern nicht wohl gelingen, sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen. Zudem waren die Streitkräfte, auf die er sich verlassen konnte, noch weit entfernt. Das Glück hatte ihm noch nicht die erforderliche Veranlassung gegeben, um, wie er es nannte, über den Rubicon zu gehen, und 20,000 Mann

nach Lyon zu bringen. Der Kriegsruhm eines Moreau, eines Jourdan und Kleber stand dem seinigen kaum nach; und die Truppen, die unter ihnen gedient hatten, waren geneigt, sie dem Eroberer von Italien gleichzustellen. Auch wußte Buonaparte, daß seine Popularität, wenn schon groß, doch nicht allgemein sey. Er war bei den mittleren Klassen, die sich an sein Betragen am Tage der Sektionen erinnerten, nicht gut angeschrieben, und unter den Republikanern gab es viele, die es laut tadelten, daß er Venedig den Oesterreichern überlassen habe. Mit einem Worte, er war durch Andere noch zu sehr beengt und gehemmt, als daß er den gefährlichen Sprung nach dem Gipfel der Gewalt hätte wagen können, obgleich es nicht an Leuten fehlte, die ihm zu diesem Wagestück riethen. Auf solchen Rath erwiederte er: „die Frucht ist noch nicht reif," wodurch er zu verstehen gab, daß es ihm zwar an Eßlust nicht fehle, daß aber die Klugheit, das Mahl einzunehmen, noch nicht gestatte.

Napoleon legte daher den Karakter eines Obergenerals der Armee von England, die Eroberung dieser feindlichen Insel auf eine andere Zeit verschiebend, bei Seite; er beschwichtigte sowohl die innern Wünsche und die äussern Versuchungen, die ihn antrieben, sich einer Gewalt zu bemächtigen, die den Händen der Direktoren zu entschlüpfen schien, und richtete seine Blicke und seine Gedanken nach dem Orient,

wo seinen Talenten, seiner Kriegskunst und seinem Ehrgeize ein angemessenes Feld eröffnet war.

Das Direktorium, dem es darum zu thun war, einen so gefährlichen Mitbewerber los zu werden, beeilte sich seinerseits, die Rüstungen zu der Expedition von Aegypten zu vollenden, und zwar nach einem Maßstabe, der in dem neuern Europa bei dem Plane zur Ueberziehung und Unterjochung entlegener friedlicher Länder noch nie gebraucht worden war.

Es ging nun bald die Sage, die Invasion von England sey vertagt, bis der Sieger von Italien nach Erreichung eines großen nationalen, durch das Gelingen einer geheimen Expedition bedingten Zweckes im Stande seyn würde, die Eroberung von Großbritannien mit aller Muße wieder vorzunehmen.

Buonaparte beschränkte aber seine Absichten nicht auf Krieg und Eroberung. Beide sollten gemildert werden durch literarische und wissenschaftliche Zwecke; Minerva, in der einen Hand ihre furchtbare Lanze tragend, mit der andern Künste und Wissenschaften einführend, sollte gleichsam das Haupt der Unternehmung werden. Die vielen Kunstschätze, die zufolge seines Waffenglücks nach der Hauptstadt gekommen waren, gaben dem General der italienischen Armee ein Recht auf die Auszeichnung, die von den französischen Gelehrten verliehen werden konnte, und er war als Mathematiker selbst ein Gelehrter. Er fand, wie es schien, großen Geschmack an wissenschaftlichem

Streben und trug die Amtskleidung der Mitglieder des Nationalinstituts, so oft er nicht in militärischer Tracht erschien. Dieses zur Schau gelegte Bestreben, die Beförderung von Künsten und Wissenschaften mit dem Kriegsfache zu vereinigen, gab Anlaß zu einer besondern und ganz neuen, mit der Kriegsrüstung verbundenen, Anstalt.

Zum Erstaunen des Publikums ward eine Schaar von nicht weniger als 100 Gelehrten (Savants) gebildet und bestimmt, die Expedition, deren Zweck noch ein Geheimniß war, zu begleiten. Jedermann frug, welchen neuen Welttheil Frankreich zu kolonisiren gedenke, indem Anstalten getroffen wurden, einen solchen nicht nur zu erobern, sondern auch mit den Schätzen der Literatur und der Wissenschaften zu bereichern. Dieser seltsame, noch bei keiner Invasionsarmee gesehene Bestandtheil der Expedition ward mit Büchern, physikalischen und astronomischen Instrumenten, und allen Mitteln zur Betreibung der Wissenschaften auf das reichlichste versehen.

Mit den Gelehrten wollte jedoch Buonaparte Aegypten eben nicht erobern; er hatte eine Fülle der furchtbarsten Kriegsmittel, die vortrefflichsten Truppen. 25,000 Mann, größtentheils Veteranen, aus der italienischen Armee gezogen, waren unter Buonaparte von einem Kleber, Dessaix, Berthier, Regnier, Murat, Lannes, Andreossi, Menou, Belliard und anderen Männern befehligt, die sich in den Revolutionskriegen

einen Namen erworben hatten. 400 Fahrzeuge dienten zum Einschiffen der Truppen; Admiral Brunyes, ein erfahrner und tapferer Offizier, sollte dieselben mit 13 Linienschiffen und 4 Fregatten begleiten. Eine schönere und furchtbarere Expedition ist wohl nie zu einem so kühnen Abentheuer ausgelaufen.

Wir haben bereits die geheimen Zwecke dieser Rüstung bezeichnet. Das Direktorium wünschte einen General, den es in dem gegenwärtigen schwankenden Zustande von Frankreich als einen Mitbewerber um die höchste Gewalt, fürchtete, los zu werden. Buonaparte nahm seinerseits den Oberbefehl an, weil er ihm einen seines Ehrgeizes würdigen Schauplatz eröffnete. Ein abgesondertes, ganz unabhängiges Kommando über eine so treffliche Armee schien ihm die Eroberung und den oberherrlichen Besitz nicht nur von Aegypten, sondern auch von Syrien, der Türkei und vielleicht von Konstantinopel, der Königin des Orients, zu versprechen. Er selbst hat in der Folge mehr, als einmal zu verstehen gegeben, daß, wenn nicht gebieterische Umstände es anders gefügt hätten, er die ganze Kraft seines Geistes der Errichtung einer orientalischen Dynastie gewidmet, und Frankreich seinem eigenen Schicksale überlassen haben würde. Schon als Subalternoffizier von der Artillerie, hatte er die Hoffnung genährt, einst König von Jerusalem zu werden. In seiner gegenwärtigen, durch Macht und Würde so ausgezeichneten Lage, war die Kaiserherr-

schaft über den ganzen Orient, oder wenigstens das Chalifat von Aegypten, für seinen Ehrgeiz allerdings ein angemesseneres Ziel.

Die geheimen Beweggründe der Regierung und des Generals sind daher leicht zu würdigen. Schwerer ist es, die ägyptische Expedition durch ächtpolitische Gründe zu rechtfertigen. Der Nutzen derselben war im Gegentheil höchst zweifelhaft, weil vieles dabei gewagt und die ottomannische Pforte, der Aegypten gehörte, Frankreichs alte Freundin, angefeindet werden mußte. Die ungemeine Fruchtbarkeit der von dem Nil bewässerten Länder macht den Besitz derselben dem türkischen Reiche beinahe unentbehrlich, indem dasselbe wegen dem schlechten Zustande des Ackerbaues in seinen übrigen Ländern, und insbesondere wegen der felsigten und unfruchtbaren Beschaffenheit seiner griechischen Provinzen, das für seine Hauptstadt erforderliche Getreide kaum anderswo herbeziehen kann, als aus dem stets ergiebigen Aegypten. Frankreich dagegen, mit allen Subsistenzmitteln so reichlich ausgestattet, hatte eben keinen Grund, seinen besten General und den Kern seiner Armee aufs Spiel zu setzen, und in einem weit entlegenen Lande sich einer Provinz zu bemächtigen, nur um den Unterhalt seiner Bevölkerung zu erleichtern. Die Errichtung einer französischen Kolonie in jenem großen Lande hätte eine große Anzahl von Kolonisten, bedeutende Kosten und einen Aufwand von Hülfsmitteln aller Art erfordert, die Frankreich,

das kaum von seiner Revolution genesen war, nicht wohl aufbringen konnte. Das Klima selbst ist für Fremde sehr ungesund, und mußte einen großen Menschenverlust verursachen, so lange, bis sich die Kolonisten an die Eigenthümlichkeiten desselben gewöhnt hatten. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß das völlige Gelingen der Unternehmung der französischen Republik nicht etwa eine neue Provinz, sondern ihrem siegreichen und ehrgeizigen Generale ein abgesondertes und unabhängiges Königreich gegeben haben würde. Buonaparte hatte sich, so lange er in Italien war, um die Befehle des Direktoriums eben nicht sehr bekümmert; hätte er nun seine Eroberungsplane im Orient ausgeführt, so würde es eine vergebliche Mühe gewesen seyn, ihm jenseits des mittelländischen Meeres gebieten zu wollen.

Endlich mußte der Versuch, Aegypten der französischen Herrschaft zu unterwerfen, durch die feindliche Stellung Englands nothwendig gefährdet werden, indem dieses mit seiner Flotte im mittelländischen Meere demselben entgegen wirken oder einen kombinirten Angriff von Europa und von Indien her gegen die französische Armee in Aegypten unternehmen konnte, wie dann beides auch wirklich geschehen ist.

Die Franzosen brachten jedoch diese Gefahr so wenig in Anschlag, daß sie die Eroberung von Aegypten vielmehr für den ersten Schritt zur Zerstörung der brittischen Herrschaft in Indien hielten, und Buonaparte

beharrte bis zum letzten Augenblicke auf dieser Ansicht. Mit seinem scharfen und weit sehenden Adlerblicke zu hoch über den Hindernissen schwebend, übersah er die wahre Größe derselben, und meinte, die Eroberungen Alexanders des Großen würden sich in einigen auf beschwerlichen Märschen zugebrachten Wochen bewerkstelligen lassen. Er hatte bereits die Schritte gezählt, die ihn auf den Thron des Orients führen sollten; er selbst erzählt uns, was er von der Wahrscheinlichkeit des Erfolges träumte: „Wäre St. Jean d'Acre," sagt er, „den französischen Waffen unterlegen, so würde im Orient eine große Revolution zu Stande gekommen seyn; der Obergeneral hätte da ein Reich gegründet, und das Schicksal von Frankreich würde sich ganz anders gestaltet haben."

In dieser Aeußerung bewährt Buonaparte die ihm eigenthümliche Weise, nach welcher er durchaus keine Schwierigkeiten anerkennen wollte, mit Ausnahme derjenigen, die wirklich Statt gefunden haben und darum nicht zu läugnen sind. Die wenigen brittischen Truppen bei St. Jean d'Acre waren schon genug, um seinen ganzen Eroberungsplan über den Haufen zu werfen; aber wie viele andere Zerstörungsmittel hätte die Vorsehung nicht zu demselben Zwecke verwenden können! Die Pest — die Wüste — Meutereien unter seinen Soldaten — Muth und Unternehmungsgeist, durch günstige Umstände in den Volksstämmen, die ihm in den Weg traten, geweckt — die Berechnung

aller dieser und anderer Möglichkeiten hätten ihn überzeugen sollen, daß er noch durch andere Zufälle, als durch denjenigen, der ihn wirklich getroffen, besiegt werden konnte. Wäre es Gottes Wille gewesen, so würden die Sandsteppen von Syrien oder die Säbel der Türken ihm eben so verderblich geworden seyn, als die russischen Schneegefilde und die Lanzen der Kosacken. Mit einem Worte, ein Zug von Aegypten nach Indien ist leicht zu entwerfen, und noch leichter auf der Weltkarte mit dem Zirkel abzumessen. Gesetzt aber auch, es wäre der französischen Armee gelungen, alle die Feinde, die, wenn auch aus keinem andern Grunde, als aus Religionshaß, gegen sie aufgestanden wären, zu besiegen und die Grenzen des brittischen Indiens zu erreichen, so würde ihr General die ganze brittische Armee vor sich gesehen haben, befehligt von Generalen, die den Krieg fast nach demselben großen Maßstabe, wie er, geführt und fast eben so entscheidende Schlachten gewonnen hatten.

Wir würden in denselben Fehler, den wir tadeln, verfallen, wenn wir uns über den wahrscheinlichen Erfolg eines solchen Zusammentreffens äußern wollten. Gerade indem wir die Wahrscheinlichkeit des Siegs für die zahlreichere mit Geschütz und Kriegsvorräthen aller Art besser versehene Armee in Anspruch nehmen, räumen wir ein, daß der Kampf schrecklich und hartnäckig gewesen seyn würde. Sollte aber Napoleon wirklich geglaubt haben, er dürfe sich nur zeigen, um

das dortige brittische Reich zu zerstören, so hätte er die Widerstandsmittel seines Gegners nicht mit derjenigen Vorsicht berechnet, die sich für einen so großen Feldherrn ziemt. Man hat zwar behauptet, er habe seine Streitkräfte durch Beiziehung von Landeseingebornen, die auf französische Weise abgerichtet worden wären, vermehren wollen. Allein, läßt sich wohl voraussetzen, daß solche in der Eile aufgebotene, in der Eile eingeübte Truppen es mit den inländischen Truppen des brittischen Indiens hätten aufnehmen können, die den europäischen in Hinsicht auf Muth und Disciplin so wenig nachstehen und dieselben im Punkte der Mäßigkeit und des willigen Gehorsams vielleicht noch übertreffen?

Mit einem Worte, die ägyptische Expedition konnte, abgesehen von den Privatzwecken des Direktoriums und seines Generals, durchaus keinen Vortheil gewähren, der die Gefahr aufgewogen hätte, der man sich dadurch aussetzte, daß man Frankreich der Blüthe seiner Armee beraubte.

Mittlerweile kam die Zeit der Abfahrt heran. Das Blokadegeschwader von Nelson ward durch einen Windstoß von der Küste vertrieben und so sehr beschädigt, daß es sich in die Häfen von Sardinien flüchten mußte. Auf diese Weise war das erste und nächste Hinderniß der Expedition beseitigt. Die verschiedenen Geschwader in den Häfen von Genua, Civita Vecchia und

Bastia konnten nun unter Segel gehen und sich mit demjenigen von Toulon vereinigen.

Zufolge einer, freilich nur wenig verbürgten Sage soll Buonaparte in diesem Augenblick nicht ungeneigt gewesen seyn, das Kommando über eine so wenig versprechende und beinahe verzweifelte Expedition wieder aufzugeben und aus Veranlassung eines neuen, zwischen Oesterreich und Frankreich entstandenen Zwistes in Europa zu bleiben. Dieser Zwist war die Folge des Betragens von Bernadotte, des französischen Gesandten zu Wien, der unklugerweise die dreifarbige Fahne vor seiner Wohnung aufgepflanzt, hiedurch einen Volksaufstand veranlaßt und sich Beschimpfungen zugezogen hatte. In der ersten Furcht, dieser Vorfall möchte einen neuen Krieg herbeiführen, beschloß das Direktorium sofort, die Abreise von Buonaparte noch aufzuschieben und denselben zu Beilegung des neuen Mißverständnisses nach Rastadt zu schicken, wo der Kongreß noch versammelt war. Buonaparte nahm den Auftrag an, und während er den Aufschub „der größten Unternehmung, die er je ersonnen hatte,“ zu beklagen schien, schrieb er einen vertraulichen Brief an den Grafen Cobentzel, worin er diesen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu einer Konferenz nach Rastadt einlud und auf einige politische Veränderungen hindeutete, durch welche einige in Beziehung auf den Frieden von Campo Formio entstandene Schwierigkeiten gehoben werden würden. Das Direktorium soll von diesem

Briefe Kenntniß erhalten und aus Besorgniß, Buonaparte möchte den Grafen Cobentzel und durch ihn den Wiener Hof für eine Regierungsveränderung in Frankreich interessiren, beschlossen haben, denselben sogleich nach Aegypten abgehen zu lassen. Barras, der den Auftrag erhielt, dem General diese abermalige Veränderung seiner Bestimmung zu eröffnen, hatte eine geheime Unterredung mit Buonaparte in dessen eigenem Hause. Die Stirne des Direktors war umwölkt, und gegen seine Gewohnheit sprach er mit Madame Buonaparte fast gar nichts. Als er sich entfernt hatte, schloß sich Buonaparte auf eine Zeitlang in sein Gemach ein, und traf dann die nöthigen Anstalten zu seiner augenblicklichen Abreise nach Toulon. Diese besonderen Umstände werden von Miot *) berichtet, der aber keine Autorität dafür anführt. Es scheint jedoch kaum einem Zweifel unterworfen, daß Buonaparte das Kommando über die ägyptische Expedition von dem Direktorium gewissermaßen als ein Dekret ehrenvoller Verbannung, im Sinne des Ostracismus, erhielt.

Im Augenblicke der Abfahrt hielt Buonaparte eine jener sonderbaren Anreden, in welcher viel Talent und Energie mit schlechtem Geschmacke und vielem Schwulste gemischt ist. Er versprach denen, die auf Bergen und Ebenen gefochten hatten, sie auch in Seegefechte zu führen, und einem großen Theile der Mannschaft hat

*) Mémoires pour servir à l'histoire des Expéditions en Egypte et en Syrie. Introduction p. XX.

er in der Seeschlacht bei Aboukir auch wirklich Wort gehalten. Er führte seinen Soldaten zu Gemüthe, daß die Römer Carthago zu Wasser und zu Land bekämpft hätten — er versicherte dieselben, sie im Namen der Freiheitsgöttin in die entlegensten Länder und Meere führen zu wollen, und schloß damit, daß er jedem Individuum seines Heeres sieben Morgen Landes versprach. Ob diese Ländereien an den Ufern des Nils, am Bosphorus oder am Ganges angewiesen werden sollten, darüber erhielten die Soldaten auch nicht den entferntesten Wink, und dem Obergeneral selbst würde es sehr schwer geworden seyn, sie darüber zu belehren.

Am 10ten Mai 1798 segelte diese prächtige Armada von Toulon ab, im Glanze der herrlich aufgegangenen Sonne, der Sonne Napoleon's, wie man sie nachher sprichwörtlich nannte. Die Kriegsschiffe dehnten sich eine Meile weit aus, und der von dem Convoi gebildete Halbkreis nahm wenigstens sechs Meilen ein. Am 8ten Juni kam auf der hohen See noch eine zahlreiche Transportflotte hinzu, die den Divisionsgeneral Dessaix an Bord hatte.

Am 10ten Juni erschien die Armada vor Malta, der ehemaligen Citadelle der Christenheit, die einst von jenen unerschrockenen Rittern besetzt war, die, halb Krieger, halb Priester, die Ungläubigen mit dem Enthusiasmus der Religion und des Rittersinnes bekämpften. Allein die jetzigen Mitglieder des Ordens

waren unter sich selbst entzweit, träge und liederliche Schwelger, die das zu Kreuzzügen gegen die Türken bestimmte Einkommen in Lustbarkeiten, in festlichen Bällen und anderem Kurzweil in den italienischen Seehäfen vergeudeten. Buonaparte machte mit diesen ausgearteten Rittern nur wenig Umstände, obgleich die von ihnen besetzte Festung ungemein stark war und früher den Türken auf das Glorreichste widerstanden hatte. Einer Partei unter den französischen Rittern, mit denen er im Einverständniß war, versichert, setzte er Truppen an's Land, und nahm die fast unbezwinglichen Festungswerke mit so geringem Widerstande in Besitz, daß Caffarelli, als er mit Napoleon hineintrat, zu diesem sagte: „Es ist doch gut, General, „daß jemand innen war, um uns die Thore aufzu„schließen. Es wäre uns schwerer geworden, hinein„zukommen, wenn der Platz ganz menschenleer ge„wesen wäre."

In Malta, das Buonaparte zu einer Zwischenstation zwischen Frankreich und Aegypten bestimmte, wurde eine hinreichende Besatzung zurückgelassen und den 19ten zog der kühne General auf seiner Bahn weiter fort. An der Küste von Candia, wo die Gelehrten nach den Felsen, der Wiege Jupiter's, blickten und Spuren von dem berühmten Labyrinthe zu entdecken suchten, erfuhr Buonaparte daß ein ganz anderer Feind, als die Ritter von St. Johann, das englische Geschwader, sich in seiner Nähe befinde.

Nelson, der bis ans Ende auf seinem Elemente so unbesiegbar geblieben ist, als Buonaparte sich bisher zu Lande gezeigt hatte, war jetzt mit der Aufsuchung seines berühmten Zeitgenossen auf das emsigste beschäftigt. So eben durch 10 Linienschiffe verstärkt, wünschte er nichts sehnlicher, als auf Napoleon zu treffen, — ein Wunsch, in den auf seiner zahlreichen Flotte selbst der letzte Schiffsjunge einstimmte. Der brittische Admiral hatte gehört, die Franzosen seyen in Malta, und war eben im Begriff, dahin abzusegeln, als er erfuhr, sie seyen weiter gegangen. Er schloß daraus, daß Aegypten nothwendig das Ziel ihrer Unternehmung seyn müsse und segelte daher ungesäumt dahin ab. Nelson kam schon am 28ten Juni noch vor den Franzosen nach Alexandrien; da er sie nun dort nicht fand und auch nichts von ihnen in Erfahrung bringen konnte, so segelte er gegen Rhodus und Syrakus, und so geschah es, daß zwei große feindliche Flotten zu gleicher Zeit dieselbe enge See durchfuhren, ohne sichere Nachricht von ihrer gegenseitigen Bewegung erhalten zu können. Dies kam zum Theil daher, daß Nelson keine Fregatten bei sich hatte, die er auf Recognoscirung hätte ausschicken können, zum Theil aber auch von einem anhaltenden dichten Nebel, der die französische Flotte ihren Gegnern verbarg, und dadurch daß er die letztere zwang, näher beisammen zu bleiben, die Möglichkeit der Entdeckung verminderte, die sonst durch ihre Ausdehnung über einen größeren Raum

hätte Statt finden müssen. Nach dem Zeugnisse von Denos sahen die Franzosen am 26sten wirklich Nelson's Flotte im Westen, obschon der dicke Nebel die Engländer verhinderte, ihren Feind, der eine entgegengesetzte Richtung genommen hatte, zu bemerken.

Der größten Gefahr auf die angezeigte Weise entgangen, bekam die französische Flotte am 29sten Juni die Stadt der Ptolomäer und der Kleopatra mit ihrem doppelten Hafen, ihrem Leuchtthurme und den alten riesenhaften Denkmählern ihrer ehemaligen Größe zu Gesicht. Allein in diesem kritischen Augenblicke, wo Buonaparte auf Alexandrien, als auf seine Beute, sinnend, hinsah, ward ein fremdes Fahrzeug, das man für eine englische Fregatte und für den Vorläufer der brittischen Flotte hielt, signalisirt. „Wie," sagte Napoleon, „ich verlange nur sechs Stunden — wird „mich denn mein Glück verlassen?" Die wankelmüthige Göttin blieb aber jetzt und noch manches folgende Jahr ihrem Schützlinge getreu. Das Schiff war kein feindliches.

Die Ausschiffung der französischen Armee fand 1 1/2 Meilen von Alexandrien auf einem, Marabout genannten Ankerplatze Statt und ward nicht ohne einigen Verlust an Böten, und Menschen, die in der Brandung verunglückten, bewerkstelligt, obgleich die Truppen, die so lange am Bord gewesen waren, solche Gefahren mit Freuden bestanden. Sobald 5 bis 6000 Mann an's Land gesetzt waren, rückte Buona-

parte gegen Alexandrien vor, wo die Türken ergrimmt über die feindliche Invasion von Seiten eines Volkes, mit dem sie in tiefen Frieden lebten, die Thore schlossen und die Ringmauern besetzten, um die Anrückenden zu empfangen. Allein diese Ringmauern waren in schlechtem Zustande und zeigten an manchen Stellen Sturmlücken; die Angegriffenen hatten keine andern Vertheidigungsmittel, als Musketen und Steine. Die Eroberer von Italien brachen sich Bahn durch diese Hindernisse, doch nicht ohne Mühe und Verlust; zwei hundert Franzosen wurden getödtet. Die Besatzung mußte hart dafür büßen und die Stadt eine dreistündige Plünderung erleiden, was als eine unnöthige Grausamkeit getadelt worden ist, die keinen andern Zweck hatte, als Schrecken zu verbreiten und den Ruhm des siegreichen französischen Generals zu erhöhen. Allein es war Napoleon's Absicht, den Eingebornen die höchste Meinung von seiner Macht beizubringen.

Aegypten wird von drei Volksklassen bewohnt, die in ihren Sitten und ihrem Karakter sehr von einander verschieden sind, und zwar erstens von dem arabischen Stamme, der in die Fellahs und Beduinen zerfällt und den zahlreichsten, obgleich verachtetsten Theil der Bevölkerung bildet. Die Beduinen, welche die Sitten des eigentlichen Arabiens beibehalten haben, ziehen in der Wüste herum und treiben Viehzucht. Die Fellahs

bauen das Land und sind in Aegypten die eigentlichen Bauern.

Etwas mehr geachtet als die Araber sind die Kopten, die von den alten Aegyptiern abstammen sollen. Sie bekennen sich zum Christenthum, sind furchtsam und unkriegerisch, aber schlau und gewandt. Sie sind im Finanzfache angestellt und bekleiden fast alle bürgerlichen Aemter. Auch treiben sie allen Handel im Lande.

Die dritte und angesehenste Klasse bestand aus den Mameluken, und gebot sowohl den Kopten, als den Arabern. Sie sind oder vielmehr sie waren Soldaten vom Handwerke, die kein anderes Gewerbe als den Krieg kannten. In diesem Stücke glichen sie den Janitscharen, den Strelitzen, den Prätorianern, oder ähnlichen militärischen Körperschaften, die unter einer despotischen Regierung das stehende Heer bilden, und abwechselnd der Schutz und der Schrecken des Herrschers sind, den sie ihr Oberhaupt nennen. Allein der karakteristische Zug des Mamelukeninstituts war, daß diese Kriegerschaar nur durch fremde Sklaven, meistentheils aus Georgien und Cirkassien, ergänzt wurden. Diese wurden als junge Knaben von den sogenannten Bey's, d. h. von den Häuptern der Mameluken, gekauft, deren Zahl sich auf vier und zwanzig belief, und von denen jeder einen der 24 Kreise beherrschte, in welche Aegypten durch sie getheilt worden war. Der junge, mit genauer Berücksichtigung

seiner körperlichen Stärke und seiner Gestalt gekaufte Sklave wurde in dem Hause seines Herrn sorgfältig im Gebrauche der Waffen unterrichtet. Wenn er ausgelernt hatte, trat er als Mameluk in das bewaffnete Gefolge des Bey und konnte seinem Herrn in dieser Würde folgen; denn diese Häuptlinge verachteten die gemeinen Bande der Blutsverwandtschaft, und ihre Gewalt ging nach militärischen Grundsätzen, wenn sie starben, auf denjenigen über, der in der Bande für den besten Soldaten galt. Sie fochten stets zu Pferd, und konnten in ihrer eigenen Kriegsweise die trefflichste Reiterei in der Welt genannt werden. Vollständig bewaffnet, ihrer Tapferkeit gänzlich vertrauend, waren sie unerschrocken, gewandt und furchtbar in der Schlacht. Allein mit ihrer kriegerischen Tapferkeit begann und schloß sich das Verzeichniß ihrer Tugenden. Ihre Laster waren fühllose Grausamkeit, tyrannische Herrschsucht und die zügelloseste, schändlichste Wollust. So waren die damaligen Herren von Aegypten beschaffen.

Allein die eigentlichen Souverainitätsrechte wurden nicht von den Bey's, sondern von dem Pascha, dem Legaten der Pforte, ausgeübt, der in Aegypten die Person des Großherrn vertrat und den Tribut an Geld und Getreide, welchen Konstantinopel aus dieser reichen Provinz erwartete, einzutreiben hatte, bei diesem Geschäft aber es nicht versäumte, so viel er konnte, seine eigene Kasse zu füllen. Der Pascha behauptete sein Ansehen bald durch den Beistand türki-

scher Truppen, bald dadurch, daß er die Bey's gegen einander aufhetzte. So wurde dieses fruchtbare Land von vier und zwanzig Prätoren unterdrückt, die, sie mochten nun untereinander oder mit dem Pascha im Frieden leben, oder sich gegenseitig oder auch den Pascha befehden, in jedem Falle der Schrecken und die Geißel der armen Araber und Kopten waren, in deren Mißhandlung diese übermüthigen Sklaven ihr schönstes und edelstes Vorrecht zu üben glaubten.

Von dem Augenblicke an, wo Buonaparte auf die Invasion von Aegypten sann, mußte sein erster Zweck die Zerstörung der Mamelukenmacht seyn, er war auch kaum im Besitz von Alexandrien, als er diesen Zweck zu erkennen gab. Er erließ eine Proklamation, in welcher er seine Verehrung Gottes, des Propheten und des Korans, seine Freundschaft gegen die erhabene Pforte, deren treue Alliirte die Franzosen seyen, und seinen Entschluß, die Mameluken zu bekriegen, kund gab. Er befahl mit den gewöhnlichen, nur wenig abgeänderten Gebeten in den Moscheen fortzufahren, und ermahnte alle ächte Muselmänner auszurufen: „Heil dem Sultan und den Franzosen, seinen Verbündeten! Fluch über die Mameluken, und „Segen über das egyptische Land!"

Am 5ten Juli rückte die Armee aus Alexandrien gegen die Mameluken vor. Sie zog am Nil hinauf, in ihrer rechten Flanke von einer kleinen, aus Kanonierböten bestehenden Flotte begleitet; die Infanterie

nahm ihren Weg in einiger Entfernung von dem Strome durch eine brennende Sandwüste, wo sie keinen Tropfen Wassers zur Stillung ihres quälenden Durstes fand. Die Armee von Italien an die Genüsse dieses herrlichen Landes gewöhnt, war erstaunt über die traurige Oede, die sie vor sich sah. „Ist dies „das Land," riefen die Soldaten, „wo wir unsere „sieben Morgen Ackerfeldes erhalten sollen? Der Ge„neral hätte uns erlauben können, soviel zu nehmen, „als uns beliebt — es würde gewiß keiner diese „Erlaubniß mißbraucht haben!" Auch ihre Offiziere bezeugten ihren Abscheu und Unwillen; selbst ausgezeichnete Generale, wie Mürat und Lannes, warfen ihre Hüte auf den Sand und traten ihre Kokarden mit Füßen. Buonaparte mußte sein ganzes Ansehen gebrauchen, um die Ordnung zu erhalten — so mißvergnügt waren die Franzosen mit dem Anfange des Feldzugs.

In dieser Noth begann auch der Feind sich zu zeigen. Mameluken und Araber, hinter Sandhügeln versteckt, thaten ihnen bei jedem Schritte Abbruch; und wehe dem Soldaten, der sich auch nur fünfzig Schritte aus Reihe und Glied entfernte, es fielen sogleich einige von diesen Reitern über ihn her, säbelten ihn nieder und waren wieder fort, ehe noch eine Muskete auf sie abgefeuert werden konnte. Endlich kam es bei dem Dorfe Chehrheis zu einem kleinen Scharmützel,

worin die Franzosen ihre Ueberlegenheit behaupteten und diesen Neckereien ein Ende machten.

Auch auf dem Nil fand ein Gefecht zwischen der französischen Flottille und einigen Schiffen, die den Mameluken gehörten, Statt. Der Sieg neigte sich zuerst auf die Seite der letzteren, entschied sich aber endlich zu Gunsten der Franzosen, die jedoch nur ein einziges Boot nahmen.

Die Franzosen mußten aber mit der äußersten Vorsicht marschieren. Die ganze Ebene war jetzt mit Mameluken bedeckt, welche die schönsten arabischen Pferde ritten, und mit Pistolen, Karabinern und Doppelhaken von der besten englischen Arbeit bewaffnet waren; die Federn auf ihren Turbanen wallten in der Luft, ihre reichen Gewänder und Rüstungen erglänzten in der Sonne. Diese stattlichen barbarischen Ritter verachteten die französische Armee, die fast ganz aus Infanterie bestand, und erspähten jeden Augenblick, um mit Vortheil anzugreifen; auch entging kein einziger Nachzügler der Schärfe ihres Schwertes. Sie waren im Angriff so geschwind, wie der Wind, und da sie ihre Pferde im vollen Galoppe nach Gefallen anhalten oder wenden konnten, so war ihr Rückzug eben so behend, als ihr Vorrücken. Selbst die versuchten Veteranen der italienischen Armee wurden anfänglich durch diese neue Fechtart verblüfft und büßten einige Leute ein, besonders wenn einer aus Ermüdung zurückblieb, in welchem Falle er verloren war. Sie söhnten sich

aber bald mit der Fechtart der Mameluken aus, als sie wahrnahmen, daß jeglicher von diesen Reitern sein ganzes Vermögen, das nicht selten in einer ansehnlichen Summe von Goldstücken bestand, auf sich trug.

Doch verläugneten die Franzosen auf diesem gefährlichen und beschwerlichen Marsche ihre Spaßlust nicht. Die Gelehrten waren zu ihrem Fortkommen und zur Fortschaffung ihres wissenschaftlichen Apparats mit Eseln, die in Aegypten am leichtesten zu haben sind, versehen worden. Der General hatte Befehle, ihre persönliche Sicherheit betreffend, gegeben, die natürlich befolgt wurden. Da aber diese Civilisten in den Augen der Soldaten nicht viel zu bedeuten hatten, so erscholl gewöhnlich ein lautes Gelächter, wenn Mameluken sich zeigten und der Divisions-General das Komandowort hören ließ: „Die Esel und die Gelehrten in's Viereck!" Auch belustigten sich die Soldaten damit daß sie die Esel Halbgelehrte (demi-savants) nannten. Wenn es mißlich aussah, mußten sich diese armen Diener der Wissenschaft von den Soldaten viele Vorwürfe gefallen lassen, indem diese sich einbildeten, die so unpopuläre Expedition sey nur um der Gelehrten willen zum Behuf von Nachforschungen, für welche das Militär keinen Sinn hat, unternommen worden.

Bei so bewandten Umständen ist wohl zu bezweifeln, ob selbst die Gelehrten sehr vergnügt seyn mochten, als sie mit der Armee nach sieben Tagmärschen von der bereits beschriebenen Art noch sechs Meilen

von Cairo entfernt waren, und bereits die berühmten Pyramiden sehen konnten, aber auch zugleich erfuhren, daß Murad Bey mit zwei und zwanzig seiner Kollegen und ihren Mameluken bei Embabeh ein verschanztes Lager bezogen habe, um Cairo zu decken und den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Als diese den 11ten Juli ihren Marsch fortsetzten, sahen sie die ganze Macht des Feindes vor sich. Die ganze Streitmacht der Mameluken, von Murad Bey und den andern Bey's befehligt, stand, in einem schönen Treffen entwickelt, da. Ihr rechter Flügel lehnte sich an das schlecht verschanzte Lager, das mit 20,000 Mann Infanterie und 40 Kanonen besetzt war. Allein die Infanterie bestand aus schlechtem Gesindel; bei dem Geschütze fehlte es an Lafetten, und die Kanonen lagen auf plumpen hölzernen Gerüsten; die Befestigung des Lagers war noch nicht vollendet und eben kein bedeutendes Hinderniß. Buonaparte traf seine Anordnungen. Er entwickelte seine Schlachtordnung rechts, so daß sie von dem Lager aus nicht beschossen werden konnte und einzig gegen die feindliche Reiterei Front machte.

Murad Bey, der diese Bewegung sah, und alle ihre Folgen durchschaute, bereitete sich zum Angriff mit seiner prächtigen Reiterei, um die Franzosen, wie er sagte, wie Kürbisse in Stücke zu hauen. Buonaparte befahl jetzt seiner Infanterie, zum Empfange des Feindes Vierecke zu bilden, und rief seinen Leuten [illegible]on jenen Pyramiden dort sehen zwanzig

Jahrhun-

Jahrhunderte auf euch herab.“ Die Mameluken ritten mit der äußersten Schnelligkeit an, um mit der größten Wuth und mit dem fürchterlichsten Geschrei einzuhauen. Eines der Vierecke gerieth dadurch in Unordnung, und wäre auf der Stelle niedergesäbelt worden, wenn nicht die Masse dieser schrecklichen Miliz etwas hinter ihrer Vorhut zurückgeblieben wäre und den Franzosen Zeit gelassen hätte, sich zu fassen und die Ordnung wieder herzustellen. Das Gefecht glich hierauf einigermassen demjenigen, welches ungefähr zwanzig Jahre später bei Waterloo Statt fand. Die feindliche Reiterei drang mit der größten Wuth auf die französischen Vierecke ein und versuchte dieselben mit dem unerschrockensten Muthe zu durchbrechen; während ein mörderisches Musketen-, Kartätschen- und Haubitzenfeuer, das sich in allen Richtungen durchkreuzte, ihre Kühnheit bestrafte. Nichts ist im Kriege je verzweifelter gewesen, als der Kampf dieser Mameluken. Man sah einzelne, weil es ihnen nicht gelingen wollte, ihre Pferde vorwärts in die Vierecke zu treiben, dieselben schnell umwenden und hierauf mit straffen Zügeln gegen die Infanterie rückwärts führen, um diese durch das Ausschlagen der Pferde in Unordnung zu bringen. In der Wuth der Verzweiflung, diese starren Vierecke nicht durchbrechen zu können, schleuderten sie ihre Pistolen, ihre Dolche und ihre Karabiner gegen dieselben. Diejenigen, die verwundet vom Pferde fielen, krochen auf dem Boden heran, um

mit ihren krummen Säbeln nach den Beinen der Franzosen zu hauen. Allein alles dieß war vergeblich.

Nach den unerhörtesten Anstrengungen, um ihren Zweck durchzusetzen, wurden endlich die Mameluken mit großem Verluste zurückgeschlagen und, da sie keine Schwadronen oder Züge zu bilden wußten, auf ihrer Flucht beinahe völlig aufgelöst. Der größere Theil wollte nach dem Lager zurückkehren, von jenem Instinkt, wie Napoleon es nennt, getrieben, der Flüchtlinge wieder nach dem Orte zurückzieht, von dem sie hergekommen sind. Indem sie diesen Weg inschlugen, kamen sie zwischen die Franzosen und den Nil, und geriethen in ein äußerst mörderisches und anhaltendes Feuer, dem sie dadurch zu entgehen suchten, daß sie sich in den Nil warfen, um schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen, ein verzweifelter Versuch, der nur Wenigen gelang. Ihre Infanterie räumte zu gleicher Zeit das Lager ohne die mindeste Gegenwehr, flüchtete sich in die Böte, um sich über den Nil zu retten, wobei gleichfalls viele umkamen. Die französischen Soldaten waren lange nachher noch damit beschäftigt, die ertrünkenen Mameluken aufzufischen, und fanden bei allen, deren sie habhaft werden konnten, Geld und andere Kostbarkeiten. Murad Bey entgieng mit einem Theile seiner besten Mameluken durch eine regelmäßigere Bewegung dem Blutbade, und zog sich durch Gizeh nach Oberägypten zurück.

So wurde die schönste Reiterei der Welt, wenn man den einzelnen Mann betrachtet, größtentheils aufgerieben. „Mit einer Infanterie, wie die französische, „und einer Reiterei, wie die Mameluken," sagte Buonaparte, „würde ich mir getraut haben, die Welt „zu erobern." Die Vernichtung eines Korps, das bisher für unüberwindlich gegolten hatte, verbreitete Schrecken nicht nur in Aegypten, sondern auch im Binnenlande von Afrika und Asien, und überall, wo die muhammedanische Religion herrschte; wegen des rollenden Musketenfeuers, durch welches der Sieg bewirkt worden war, erhielt Buonaparte den orientalischen Namen Sultan-Kebir, oder König des Feuers.

Nach diesem Gefechte, das Buonaparte, um mehr Eindruck auf die Pariser zu machen, Schlacht der Pyramiden nannte, ergab sich Cairo ohne Widerstand. Die zersprengten Trümmer der Mameluken, die sich über den Nil gerettet und unter Ibrahim Bey wieder gesammelt hatten, mußten sich nach Syrien zurückziehen. Ein Streifkorps von 300 französischen Reitern wagte es, sie bei Salahieh anzugreifen, wurden aber von Ibrahim Bey und seinem Gefolge mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, worauf letztere ihren Rückzug ungehindert fortsetzten. Ganz Unterägypten war in der Gewalt der Franzosen, und in soweit die Unternehmung von Buonaparte völlig gelungen. Allein es war nicht der Wille des Himmels, daß selbst der Glück-

lichste unter allen Sterblichen Unfällen entgehen sollte, und ein harter wartete auf Napoleon.

Viertes Kapitel

Das französische Geschwader. — Widerstreitende Angaben von Buonaparte und dem Admiral Gantheaume in Beziehung auf dasselbe. — Schlacht bei Aboukir den 15ten Aug. 1798. — Zahl und Stellung der Franzosen und Engländer. — Einzelnheiten des Gefechts. — Der französische Admiral Brüeyes wird getödtet und sein Schiff, der Orient, fliegt auf. — Der Sieg ist vollständig; nur zwei Schiffe der französischen Flotte und zwei Fregatten entkommen am Morgen des 16ten. — Wirkung dieses Unfalls auf die französische Armee. — Mittel, durch welche Napoleon sich in Aegypten niederzulassen gedenkt. — Seine Verwaltung ist in mancher Hinsicht nützlich und preiswürdig, — in anderer Hinsicht ist sein Verfahren unpolitisch und ungereimt. — Er will sich für einen Gesandten Gottes gehalten wissen, was ihm aber nicht gelingt. — Eben so fruchtlos sind seine Bemühungen, die Pforte zu besänftigen. — Das Fort El Arisch fällt in seine Hände. — Blutbad von Jaffa; — wird von Buonaparte selbst eingestanden. — Seine Gründe zur Beschönigung desselben. — Beantwortung dieser Gründe. — Allgemeine Schlußfolgen. — Die Pest bricht unter dem französischen Heere aus. — Napoleons Humanität und Furchtlosigkeit bei dieser Gelegenheit.

Nachdem Buonaparte mit seiner Armee in Aegypten glücklich gelandet hatte, schien die gleichbaldige Zurücksendung des begleitenden Geschwaders durch die [illegible] geboten. Der französische General versichert

auch, er habe dem Admiral Brüeyes, einem trefflichen von ihm sehr hochgeschätzten Offizier*), den bestimmtesten Befehl ertheilt, seine Kriegsschiffe in den Hafen von Alexandrien einlaufen zu lassen, oder, falls dies unthunlich befunden würde, unverzüglich nach Corfu unter Segel zu gehen. Der Hafen war nach der Aussage der türkischen Piloten, viel zu seicht, um Schiffe, die so tief im Wasser gingen, ohne Gefahr zuzulassen, und es dürfte daher keinem Zweifel unterliegen, daß Admiral Brüeyes wohl gerne nach Corfu gesegelt seyn würde, wenn er dazu ermächtigt gewesen wäre. Allein die Angabe von Buonaparte ist widerlegt durch den Bericht des Viceadmirals Gantheaume, der selbst bei der Schlacht von Aboukir gegenwärtig war, dem Blutbade mit Mühe entgieng und von Buonaparte den Auftrag erhielt, den Bericht des Unglücks, den er dem Kriegsminister überschickte, abzufassen. „Vielleicht," so heißt es in diesem Berichte, wird man sagen, man hätte die Küste unmittelbar nach der Ausschiffung verlassen sollen. Allein in Be-

---

*) In einem im Moniteur Nro. 90, Jahr 6, bekannt gemachten Schreiben äußert sich Buonaparte sehr günstig über die Festigkeit und das Talent des Admirals Brüeyes, so wie über die gute Ordnung, in der er sein Geschwader zu erhalten wußte, und sagt schließlich, er habe demselben im Namen des Direktoriums das beste Fernglas, das in Italien aufzutreiben war, zum Geschenk gemacht.

tracht der Befehle des Obergenerals, und der unberechenbaren Stärke, welche die Gegenwart des Geschwaders dem Landheere verlieh, hielt es der Admiral für seine Pflicht, diese Gewässer nicht zu verlassen."

Wenn wir die Sache näher untersuchen, die Wahrscheinlichkeit der für die Flotte so gefährlichen Rückkehr Nelson's, so wie die Wichtigkeit in Erwägung ziehen, welche die Land= und Seeoffiziere gegenseitig auf ihr besonderes Dienstfach legen, und wonach sich dieselben gegenseitig geringzuschätzen pflegen, so werden wir auf manche Gründe geführt, aus denen Buonaparte das längere Verweilen der Flotte an der Küste von Aegypten wünschen konnte. Dagegen ist wohl kein einziger Grund ausfindig zu machen, warum Brüeyes sich hätte entschließen sollen, nicht nur ohne Einwilligung Napoleons, sondern sogar gegen seinen ausdrücklichen Befehl. Es ist dies einer der Fälle, wo auch die größte Liberalität uns nicht gestattet, das Zeugniß von Buonaparte, im Widerspruch mit den Umständen und der bestimmten Aussage von Gantheaume, gelten zu lassen.

Wir kommen jetzt auf eine der glänzendsten Thaten der englischen Seemacht, unter der Anführung eines Admirals, der durch seine Siege die Ansprüche Großbrittaniens auf die Herrschaft der Meere so tief begründet hat. Wir werden uns bei der Beschreibung dieser glorreichen That, die noch lange jede englische

Brust heben wird, nur kurz fassen, und thun dieses um so williger, als dieselbe in einer der besten englischen Volksschriften ausführlich beschrieben wird *).

Obgleich der französische Admiral nicht in den Hafen von Alexandrien einlaufen konnte, so hielt er doch sein Geschwader in der berühmten Bucht von Aboukir hinlänglich gesichert. Es bildete solches eine gedrängte Schlachtlinie in der Form eines Halbkreises, dessen beide Enden der Untiefe und der Brandung so nahe waren, daß man glaubte, es werde zwischen denselben und dem Lande kein Schiff durchkommen können und der Feind daher seinen Angriff auf den Steuerbord richten müssen. Am 15ten August erschien die brittische Flotte, und Nelson hatte die französische Stellung nicht sobald erkundet, als er dieselbe um jeden Preis zu durchbrechen beschloß. Wo die französischen Schiffe sich rühren könnten, dachte er, da müsse es für englische Schiffe zwischen dem Lande und denselben einen Ankerplatz geben. Er gab sofort das Zeichen zum Angriffe. Als die Schiffe dem französischen Ankerplatze näher kamen, mußten sie ein heftiges und anhaltendes Feuer aushalten, das sie nicht erwiedern konnten; sie fuhren demungeachtet fort, gegen die feind-

*) Das Leben des Admiral Nelson von Hrn. Southey, wo einer, der durch Genie und Gelehrsamkeit ausgezeichnetsten Männer unsers Zeitalters die Thaten des größten Seehelden, der je gelebt hat, berichtet.

liche Schlachtlinie anzurücken. Beide Geschwader zählten ungefähr gleich viele Schiffe. Die Franzosen hatten 13 Linienschiffe und 4 Fregatten. Die Engländer 13 Linienschiffe und ein Schiff von 50 Kanonen. Unter den französischen Linienschiffen befanden sich drei von 80 Kanonen und eines, der Orient, ein prächtiges Schiff, von 120 Kanonen. Die englischen Linienschiffe führten alle 74 Kanonen. Das Vordertreffen der englischen Flotte, aus 6 Schiffen bestehend, umfuhr nach und nach die französische Linie, und begann, zwischen ihr und dem Ufer ankernd, ein schreckliches Feuer. Nelson griff mit seinen übrigen Schiffen die von der Landseite gefaßten französischen Schiffe von vorne an, so daß diese zwischen zwei Feuer kamen, während der übrige Theil der französischen Linie eine Zeit lang nicht im Stande war, an dem Gefechte Theil zu nehmen. Die Schlacht entbrannte mit der höchsten Wuth, und dauerte so lange, bis die Nacht eingebrochen und kein Licht mehr zur Fortsetzung des Kampfes, ausser den Blitzen der beständigen Salven, übrig war. Es waren jedoch bereits einige französische Schiffe genommen, und die Sieger griffen, vorwärts segelnd, diejenigen an, die bisher noch nicht hatten fechten können.

Inzwischen brach auf dem französischen Admiralschiffe, dem Orient, Feuer aus, das, hoch auflodernd, ein schreckliches Licht über den ganzen Wahlplatz verbreitete. Brueyes selbst war um diese Zeit

durch eine Kanonenkugel getödtet worden. Das Feuer machte auf dem unermeßlichen Schiffe reißende Fortschritte, und konnte in dem Getümmel des mörderischen Gefechts nicht mehr gelöscht werden; der Orient flammte gleich einem Vulkane in der Mitte des Kampfes fort, und machte das schreckliche Schauspiel eine Zeitlang sichtbar.

Die Schlacht wüthete noch immer fort, bis endlich das brennende Schiff mit einer so furchtbaren Explosion aufflog, daß das Feuer auf beiden Seiten eine Zeitlang eingestellt werden mußte und in dem schrecklichen Schlachtgetöse eine Pause entstand. Die hierauf erst nur langsam und theilweise wieder fortgesetzte Kanonade war aber noch vor Mitternacht wieder so stark geworden, als anfangs. Am Morgen kappten die zwei noch unversehrt gebliebenen französischen Linienschiffe die Anker und gingen, mit zwei Fregatten begleitet, in die hohe See, als die traurigen Reste der stolzen Flotte, die vor kurzem noch Napoleon und sein Glück über das mittelländische Meer geleitet hatte.

Ein solcher war der Sieg von Aboukir, durch das Wort Sieg, wie Nelson meinte, nicht genugsam als solcher bezeichnet und daher von ihm eine Eroberung genannt. Die Vortheile des Tages, wie groß sie auch waren, würden noch weiter getrieben worden seyn, wenn Nelson Fregatten und andere leichte Fahrzeuge zu seiner Verfügung gehabt hätte. Es wäre alsdann um die Vorraths- und Transport-

schiffe im Hafen von Alexandrien geschehen gewesen. Doch war das Resultat von der höchsten Wichtigkeit, und die Lage der französischen Armee zum Nachtheil derselben geändert. Von ihrem Mutterlande abgeschnitten, wurden jetzt die Franzosen die Bewohner einer isolirten Provinz, denen keine Hülfsquellen blieben, als diejenigen, die sie mitgebracht hatten, nebst denen die sie in Aegypten etwa aufzubringen vermochten.

Napoleon ertrug diesen harten Schlag mit seltenem Gleichmuth. Die von 6000 bis auf 3000 Köpfe zusammengeschmolzene französische Schiffsmannschaft, zufolge eines Kartels ans Land gesetzt, diente zur Verstärkung seiner Streitkräfte. Mehr darüber bekümmert, daß er seinen Zweck nicht vollständig erreicht hatte, als über seinen Sieg erfreut, verließ Nelson die Küste, nachdem er die Blokade des Hafens von Alexandrien veranstaltet hatte.

Wir müssen nun die Mittel angeben, durch die Napoleon seine Regierung in Aegypten zu begründen und zu befestigen gedachte. Es ist darin viel Gutes und Treffliches, zugleich aber auch eine Verkehrtheit des Geistes nicht zu verkennen, die den Ausdruck: Jupiter Scapin, mit welchem Abbé de Pradt diesen ausserordentlichen Mann bezeichnet, zu rechtfertigen scheint.

Er war vor Allem darauf bedacht, die Zügel der Regierung in dem Zustande, in welchem sie den geschlagenen Bey's entfallen waren, aufzufassen. Mit

zwei Volksklassen hatte er ein leichtes Spiel. Die Fellahs oder Bauern, überzeugt, in jedem Falle ihren letzten Heller hergeben zu müssen, unterwarfen sich willig den Eroberern, als dem stärksten Theile, der sie am besten beschützen konnte. Die Kopten, oder Geschäftsleute, waren nicht minder bereit, der Partei zu dienen, die das Land inne hatte. So wurden die Franzosen, eben weil sie die Macht besaßen, die Herren der einen, wie der andern.

Allein die Türken mußten durch andere Mittel gewonnen werden, weil sie durch ihren Nationalstolz und durch die Unduldsamkeit des muhammedanischen Glaubens der Gewinnsucht, welche die Kopten beherrschte, und der Furcht, durch welche die Fellahs bestimmt wurden, auf gleiche Weise unzugänglich waren. Ihrer Eitelkeit zu schmeicheln und ihre Vorurtheile zu entwaffnen, erschien als das einzige Verfahren, durch welches sich Napoleon bei diesem Theile der Bevölkerung beliebt machen konnte. Zu diesem Behuf vermied Napoleon, sich in Aegypten auf sein Eroberungsrecht zu berufen, obgleich er dieses Recht fast in seinem ganzen Umfange ausübte. Er fuhr im Gegentheil fort, dem Pascha alle die scheinbare Gewalt zu gönnen, die ihm die Bey's gelassen hatten, und sprach mit vieler Ehrfurcht von der hohen Pforte als ob es seine Absicht gewesen wäre, derselben eine wirkliche Gewalt in Aegypten zu gestatten. Ihre Imaums oder Geistlichen, ihre Ulemas oder Rechts-

gelehrten, ihre Kadis oder Richter, ihre Sheiks oder Oberhäupter, ihre Janitscharen oder privilegirten Soldaten, wurden insgesammt von Napoleon mit einer gewissen Achtung behandelt; und der Sultan-Kebir — wie sie ihn nannten — gab sich das Ansehen, als regiere er gleich dem Großherrn durch Vermittlung eines Divans.

Dieser Rath, aus ungefähr 40 Sheiks oder Moslems, die sich durch ihre Geburt oder ihre Würde auszeichneten, bestehend, hielt seine regelmäßigen Sitzungen zu Cairo; von ihm waren die Provinzialdivans in den ägyptischen Landesbezirken abhängig. Napoleon versäumte nicht, den Oberdivan zu Rathe zu ziehen und in manchen Fällen nach seinem, auf das Gesetz des Propheten gegründeten Gutachten, zu verfahren. Bei einer gewissen Gelegenheit gab er ihm eine moralische Lehre, die nicht unbemerkt bleiben darf. Ein Stamm wandernder Araber hatte einen Bauern erschlagen, worauf Napoleon die Mörder aufzusuchen und zu bestrafen befahl. Einer von diesen orientalischen Rathgebern lachte über den Eifer, welchen der General wegen eines so geringfügigen Umstandes an den Tag legte.

„Was kümmert Ihr euch um den Tod dieses Fellahs, Sultan Kebir?“ sagte er ironisch; „war er etwa Euer Vetter?“

„Er war mehr noch,“ sagte Napoleon, „er war

„einer von denen, für deren Sicherheit ich Gott, der „mich über sie gesetzt hat, verantwortlich bin.“

„Er spricht wie ein Prophet!“ riefen die Sheiks, die der Schönheit einer moralischen Gesinnung ihre Bewunderung nicht versagen können; obgleich sie, von Leidenschaften beherrscht, nicht im Stande sind, das moralische Gesetz auch wirklich zu befolgen.

In so weit war Napoleon's Betragen bewunderns-würdig. Er schätzte das Volk, über das er Macht hatte, er ehrte dessen religiöse Meinungen, er verwaltete die Gerechtigkeit nach dem im Lande geltenden Gesetze, bis ein besseres an dessen Stelle gesetzt werden konnte. Durch seine gute Verwaltung konnte sein fehlerhafter Rechtstitel allerdings nicht ergänzt werden; es traf ihn noch immer der Vorwurf, Frankreichs ältesten Freund zu einer Zeit, wo beide Mächte im Frieden mit einander waren, mit Krieg überzogen zu haben. Allein da er Aegypten von der Zwingherrschaft der Bey's befreite, und das Land mit Weisheit und vergleichungsweise mit Milde regierte, so kann dieses gewissermaßen als Sühne für seine Usurpation gelten. Er begnügte sich nicht damit, seine Soldaten zur Achtung der Landesreligion und ihrer Gebräuche anzuhalten, er befolgte auch dieselbe Maxime der Politik und der Gerechtigkeit dadurch, daß er die zerstreuten Pilger einer von den Mameluken auf ihrer Wallfahrt nach Mekka geplünderten Caravane wieder zusammenberief und unter seinen Schutz nahm. Sein Betragen

gefiel den muhammedanischen Theologen so sehr, daß er die Geistlichkeit der Moschee zu dem Gutachten vermochte, es sey dem Gesetze gemäß den Franzosen Tribut zu bezahlen, obschon eine solche Lehre mit dem Koran in geradem Widerspruche steht. In soweit waren Napoleons Maßregeln vernünftig und zweckmäßig. Allein er erlaubte sich auch einen Kunstgriff, den wir nicht umhin können, ruchlos zu nennen, der aber auch zugleich etwas Lächerliches, und beinahe etwas Kindisches hatte.

Buonaparte kam auf den seltsamen Gedanken, die Moslems zu überreden; daß er gewissermaßen selbst zu ihrer Religion gehöre, indem er von Gott auf die Erde gesendet worden sey, die Lehren des Korans und die Sendung Muhammed's nicht etwa aufzuheben, sondern zu bestätigen und zu ergänzen. Zur Ausführung dieses Vorhabens bediente er sich der schwülstigen Sprache des Orients, deren allegorischer und hochtrabender Styl ohnehin mit seiner Schreibart verwandt war; auch trug er kein Bedenken, die äußeren Ceremonien der muhammedanischen Religion mitzumachen, damit seine Handlungen mit seinen Worten übereinstimmen möchten. Der französische Obergeneral feierte das Jahresfest des Propheten mit einigen ausgezeichneten Sheiks, und nahm an der von dem Koran vorgeschriebenen Litaney und Gottesverehrung Theil. Er affektir' sogar die Sprache eines begeisterten Anhängers

des Glaubens von Mekka, wovon Folgendes ein merkwürdiges Beispiel ist.

Beim Eintritt in das Grabgewölbe der Pyramide von Cheops rief Buonaparte: „Ehre sey Allah! es gibt „keinen Gott als Gott, und Muhammed ist sein Pro„phet!" — ein Spruch, der an und für sich ein Bekenntniß des Islamismus ist.

„Du hast wie der Gelehrteste der Propheten gesprochen," sagte der Mufti, der ihn begleitete.

„Ich kann befehlen, daß ein Feuerwagen vom Him„mel herabfahre," fuhr der französische General fort, „und kann seinen Lauf auf Erden leiten und lenken."

„Du bist der große Heerführer, dem Muhammed „Gewalt und Sieg verleiht," sagte der Mufti.

Napoleon schloß dieses Gespräch mit dem eben nicht recht dazu passenden orientalischen Sprichworte: „Das Brod, dessen sich der Böse mit Gewalt bemäch„tigt, soll in seinem Munde zu Staub werden."

Obgleich der Mufti seine Rolle in der obigen Szene mit geziemendem Ernste spielte, so überschätzte doch Buonaparte sein theatralisches Talent, und ließ der Scharfsicht der Türken zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er glaubte, sie würden durch seine vorgegebene Religionsveränderung wirklich erbaut. Bei ihnen, wie bei uns, wird einer, der die Religion, in der er erzogen worden ist, verläugnet, wie ein Ausreißer angesehen, der die Fahne seines Landes verläßt; und obgleich man sich die Dienste des Einen wie des

Andern gefallen läßt, so sind doch beide ein Gegenstand der Geringschätzung und Verachtung, sowohl bei der Partei, zu der sie getreten, als bei derjenigen, von der sie ausgetreten sind.

Die Türken und Araber zu Cairo zeigten bald nachher in einem allgemeinen und unerwarteten Aufstande, in welchem viele Franzosen erschlagen wurden, wie wenig sie durch Napoleon's vorgebliche Anhänglichkeit an ihren Glauben gerührt waren, und wie sehr sie ihn als den Feind desselben betrachteten. Nachdem aber der Aufstand durch Gewalt gedämpft war, und das Blut von fünftausend Moslems die Ermordung von dreihundert Franzosen gesühnt hatte, führte Napoleon aus Veranlassung der neuen Einrichtung, die er dem Oberdivan gab, in einer Anrede an die Einwohner von Cairo noch immer dieselbe Sprache von sich selbst und seiner Bestimmung. „Sheriffs, Ule-„mas, Redner der Moschee," sagte er, „lehrt das „Volk, daß diejenigen, die sich zu meinen Feinden auf-„werfen, weder in dieser, noch in jener Welt eine „Zufluchtsstätte finden werden. Wer ist blind genug, „um nicht zu sehen, daß ich der Diener des Schick-„sals bin, oder ungläubig genug, um die Macht des „Schicksals über alle menschlichen Angelegenheiten in „Zweifel zu ziehen? Sagt dem Volk, daß, seitdem „die Welt Welt ist, es vorher bestimmt war, daß ich, „nachdem ich die Feinde des Islamismus vernichtet

„und

„und das Kreuz gebrochen *) haben würde, vom fer-
„nen Abendlande her kommen sollte, um ein Tagwerk
„zu thun — zeigt den Gläubigen, daß in mehr als
„zwanzig Stellen des Korans mein Kommen geweis-
„sagt ist. Ich könnte jeden von euch wegen seiner ge-
„heimsten Gedanken zu Rede stellen, weil mir nichts
„verborgen ist, allein der Tag wird kommen, wo je-
„derman erfahren soll, von wem ich meine Sendung
„habe, und daß alle menschlichen Anstrengungen ge-
„gen mich nichts vermögen."

Aus dieser seltsamen Proklamation erhellt, daß Buonaparte gesonnen war, sich als ein Wesen höherer Art verehren zu lassen, sobald hiezu Altäre errichtet seyn und Anbeter sich finden würden. Allein die Türken und Araber waren weiser als die Perser in Beziehung auf den jungen Ammon. Der Sheik von Alexandrien, der große Ergebenheit für Buonaparte an den Tag legte, sprach offen und unverholen über diesen Punkt mit ihm. Indem er sich auf den Umstand berief, daß die Franzosen keinen Gottesdienst feierten, sagte er: „Warum wollt Ihr Euch daher nicht gera-
„dezu zum Islamismus bekennen, und so das einzige
„Hinderniß zwischen Euch und dem Throne des

*) Er spielt hier auf die Eroberung von Malta, und auf die Demüthigung des Pabstes an, die er für einen der muhammedanischen Religion erwiesenen Dienst gehalten wissen wollte.

„Orients entfernen?" Buonaparte bemerkte dagegen, daß dieses wegen des, Weinverbotes und wegen des äußern Ritus den Muhammed von der jüdischen Religion entlehnt hatte, seine Schwierigkeiten habe. Der gefällige Sheik schlug vor, den Rath der moslemischen Weisen zusammenzuberufen, und zu Gunsten der neuen Proselyten in den Fundamentalsatzungen des Propheten einige Milderung auszuwirken. Zufolge dieses hoffnungsvollen Planes hätten die Moslems zwei Hauptpunkte ihrer Religionsvorschriften aufgeben müssen, nur damit die Franzosen unvollständige Renegaten würden, die mit dem Verbote des Weins, die einzige von Muhammed zum Schutze der sittlichen Tugend seiner Anhänger aufgestellte Wache, verworfen, zugleich aber die entwürdigende Schicksalslehre, die zügellose Sitte der Vielweiberei, und die abgeschmackten Hirngespinste des Korans angenommen haben würden.

Napoleon glaubte, wie es scheint, der Vorschlag des Sheiks sey ernstlich gemeint, was doch sehr zu bezweifeln ist, und betrachtete mit lüsternem Ehrgeize die neuen Aussichten, die ihm seine Bekehrung zum Islamismus zu eröffnen schien. In so ferne er selbst an eine Vorherbestimmung glaubte, konnte er sich mit der muhammedanischen Religion allerdings befreunden; für den Propheten von Mekka selbst hatte er die größte Achtung, weil er der Urheber einer großen und bleibenden Veränderung war. Die Macht, die Muhammed über die Seelen, wie über die Leiber der

Menschen ausübte, mag ihm gefallen und ihn auf den Gedanken gebracht haben, eine Rolle zu spielen, die sich mit dem Geiste der Zeit, mit dem Karakter seiner Armee und mit seinem eigenen gar nicht vertrug. Es ist noch niemand gelungen, sich als ein höheres Wesen geltend zu machen, der nicht einigermaßen selbst geglaubt hat, daß er ein solches sey; und der Alles berechnende, Alles prüfende Geist Napoleons ermangelte gänzlich jenes Enthusiasmus, durch welchen der Mensch, der Andere täuschen will, sich selbst zu täuschen vermag. Auf der andern Seite würden die in der Verachtung jeglicher Religion erzogenen französischen Soldaten die Ansprüche ihres Führers auf eine übernatürliche Sendung nur lächerlich und spaßhaft gefunden haben; und hätte Buonaparte die Rolle eines Alexanders spielen wollen, so würden in seiner Armee wohl mehr als ein Klitus aufgestanden seyn, um sich über ihn lustig zu machen. Er rühmt sich zwar, so viel über seine Soldaten vermocht zu haben, daß er sie durch einen einzigen Tagsbefehl alle zu Muhammedanern hätte machen können; er berichtet uns aber auch zugleich, die Fanzosen seyen in Aegypten zuweilen mit ihrer Lage so unzufrieden gewesen, daß sie damit umgegangen wären, mit Gewalt nach Frankreich zurückzukehren. Was würden sie nun, so kann man wohl fragen, zu einem Vorschlage gesagt haben, nach welchem sie aufhören mußten, Europäer und Franzosen zu seyn, um Afrikaner und Asiaten zu wer-

den, deren Land sie doch zu verlassen wünschten? Durch Erwägung der wahrscheinlichen Folgen ist Buonaparte, wie wir glauben, bestimmt worden, die Ansprüche, die er in seinen Proklamationen und in seinen Gesprächen mit den Sheiks zu erkennen gegeben, nicht weiter zu treiben. Er war indessen doch weit genug gegangen, um zu zeigen, daß er sich über Gewissenszweifel hinweggesetzt haben würde, und daß ungeachtet seiner großen Geistesgaben, der gesunde Menschenverstand ihn von der Behauptung so lächerlicher und zugleich so ruchloser Ansprüche weniger zurückhielt, als man hätte erwarten sollen. Sein Verhältniß zu der ottomannischen Pforte nahm auch bald genug eine Gestalt an, die sich durch seinen Uebertritt zur muhammedanischen Religion wohl schwerlich hätte verbessern lassen.

Die Pforte und ihre Rathgeber sollten — so hatte es das Directorium versprochen — durch Talleyrand, den so gewandten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mit der Occupation von Aegypten versöhnt werden. Allein dieser geschickte Unterhändler konnte in einem so verzweifelten Falle nichts ausrichten; wenn auch Talleyrand selbst nach Konstantinopel gegangen wäre, wie das Directorium Napoleon, nach dessen Aussage, versprochen hatte, so würde er ganz gewiß nach den sieben Thürmen gebracht worden seyn. Die Pforte hatte schon längst erklärt, daß sie jeden Angriff auf Aegypten, durch welches die Straße nach den heiligen Städten

Mekka und Medina führt, mit welchem Vorwande man ihn auch bemänteln möge, als eine Kriegserklärung ansehen werde. Sie betrachtete demnach die Invasion von Buonaparte als einen von ihr nicht veranlaßten, durch nichts zu entschuldigenden Schimpf. Sofort erklärte sie Frankreich den Krieg, forderte jeden Anhänger des Propheten auf, die Sache seines Stellvertreters auf Erden zu verfechten, sammelte Streitkräfte und drohte mit einer unmittelbaren Expedition zur Vertreibung der Ungläubigen aus Aegypten. Der Sieg der Britten bei Aboukir steigerte noch ihr Vertrauen. Nelson wurde mit allen Ehrenbezeigungen, die der Sultan verleihen konnte, überhäuft; es wurden alle Anstalten zu einer Operation gegen Buonaparte getroffen, der, mochte er nun Christ, Ungläubiger oder Renegat seyn, in allen Fällen als Feind der Pforte betrachtet wurde.

Inzwischen war dieser kühne und rastlose Feldherr darauf bedacht, seine Vertheidigungs- und Angriffsmittel zu vermehren, und von allem Kenntniß zu nehmen, was zur Behauptung des bereits Gewonnenen und zur Erweiterung seines Gebiets dienen konnte. Zum Behuf des ersten Zwecks wurde in Aegypten Kriegsmannschaft ausgehoben und ein Theil davon, um auch in der Wüste gebraucht werden zu können, mit Trampelthieren beritten gemacht. In Hinsicht auf den zweiten Zweck unternahm Buonaparte eine Reise nach der Landenge von Suez, die bekanntlich Asien

mit Afrika verbindet; er unterzeichnete den Schutzbrief der Maroniten auf dem Berge von Sinai mit desto größerem Vergnügen, als auch Muhammed diese alte Urkunde mit seiner Unterschrift bereits bestätigt hatte. Er besuchte die berühmten Quellen des Moses, und wäre, durch einen Führer irregeleitet, in der schnell anwogenden Fluth des rothen Meeres beinahe ertrunken. „Dies würde,“ bemerkte er, „allen Predigern in Europa einen Text geliefert haben.“ Allein dieselbe Gottheit, die hier einst einen Pharao zu Grunde gehen ließ, hatte für den, der, wie dieser, ihrer Macht trotzte und sie verkannte, einen einsamen Felsen in der Mitte des atlantischen Weltmeeres zum Grabe bestimmt.

Auf seiner Reise in diese Gegenden, oder gleich anfangs auf seiner Rückkehr von daher, erfuhr Napoleon, daß die Türken zwei Armeen, die eine auf Rhodus, die andere in Syrien, zur Wiedereroberung von Aegypten versammelt hatten. In seiner Kühnheit stets darauf bedacht, den Versuchen des Feindes zuvorzukommen, beschloß er, mit einer starken Macht nach Syrien zu ziehen, und so nicht nur die Türken durch die Fortschritte, die er in dieser Provinz zu machen hoffte, zu schrecken, sondern auch einem gleichzeitigen Angriffe von zwei türkischen Heeren in Aegypten zu entgehen. Der Anfang war dem kühnen Vorsatze hold. Ein Korps von Mamelucken wurde durch einen nächtlichen Ueberfall auseinander getrieben. Das Fort El Arisch, das für einen

der Schlüssel Aegyptens galt, war für ihn eine leichte Eroberung. Endlich zog er an der Spitze von ungefähr 10,000 Mann durch die in der biblischen Geschichte so berühmte Wüste, die Afrika von Asien trennt, und betrat Palästina ohne großen Verlust, doch nicht ohne die Entbehrungen erduldet zu haben, denen alle Wanderer in diesen Sandwüsten ausgesetzt sind. Während die französischen Soldaten sich in dieser traurigen Oede wie verlassen sahen, hatte die Einsamkeit und die Größe dieser Szene etwas Anziehendes für Napoleon's schwellende Seele, die sich gerne in den Gedanken eines unermeßlichen und grenzenlosen Raumes vertiefte. Er fand Gefallen an der Schmeichelei, die seinen Taufnamen von zwei griechischen Worten, welche Löwe in der Wüste bedeuten, ableitete.

Bei seinem Eintritte in das heilige Land trieb Napoleon abermals ein Korps von Mameluken vor sich her, das nach den Schlachten bei den Pyramiden und bei Salahieh sich nach Syrien zurückgezogen hatte; seine Armee nahm ohne Widerstand Besitz von Gaza, einer ehemaligen Stadt der Philister, wo sie Vorräthe von Lebensmitteln fand. Jaffa, eine in der Geschichte der Kreuzzüge berühmte Stadt, ward hierauf mit dem größten Muthe angegriffen, und hinwiderum mit der größten Tapferkeit vertheidigt. Aber die französische Tapferkeit und Disciplin siegten — der Platz ward mit Sturm genommen, 3000 Türken mußten über die Klinge springen, worauf die Stadt der Zügellosigkeit

der Soldaten überlassen wurde, die, wie Buonaparte selbst gesteht, sich noch nie so gräßlich gezeigt hatte. *) Das ist die strenge Regel des Kriegs, wird man sagen; und wenn dem so ist, so werden die meisten unserer Leser dem Marschall Montluc beistimmen, wenn er sagt: „Wir Soldaten bedürfen in der That der „göttlichen Barmherzigkeit mehr, als andere Men„schen, da wir im Falle sind, solche Grausamkeit be„fehlen und mit ansehen zu müssen.“ Die Gräuel, die bei Erstürmung einer Stadt vorfallen, sind jedoch nicht das Einzige, was hier in Betracht kommt; Buonaparte wird noch überdies angeklagt, daß er sich eine höchst ungerechte und barbarische That habe zu Schulden kommen lassen. In Beziehung auf diesen Punkt wollen wir zuerst die Anklage selbst, ohne alle Uebertreibung und Entstellung, und hierauf Napoleon's eigene Antwort anführen.

Nach Erstürmung der Bresche fuhr ein Theil der Besatzung, der von Buonaparte selbst auf 1200 Mann, von Miot auf 2 bis 3000 Mann und von Andern noch höher angeschlagen wird, fort, sich zu vertheidigen, zum Theil in den Moscheen, zum Theil auch in einer Art von Zitadelle, bis er zuletzt, da keine Hülfe zu hoffen war, die Waffen streckte, und, wie es schien, Pardon erhielt. Die Aegyptier, die sich unter dieser Mannschaft

*) Siehe seine Depesche an das Direktorium über den syrischen Feldzug.

befanden, wurden von den Türken, Maugrabinen und Arnauten sorgfältig abgesondert, und hierauf in Freiheit gesetzt und in ihr Land zurückgeschickt, während die übrigen als Gefangene bewacht blieben. Diese erhielten Lebensmittel, durften truppweise sich Wasser holen und wurden in allen Stücken wie Kriegsgefangene behandelt. Dies geschah am 18ten März. Am 20sten, also zwei Tage später, mußten diese Gefangenen, in der Mitte eines starken, von dem General Bon befehligten Vierecks, die Stadt verlassen. Miot versichert uns, er habe diese unglückliche Kolonne zu Pferd begleitet und sey Zeuge des ganzen Hergangs gewesen. Die Türken sahen ihr Schicksal voraus, ohne sich zu Klagen oder Bitten herabzulassen. Still und gefaßt schritten sie vorwärts. Die Vornehmeren unter ihnen schienen die andern zu ermahnen, sich, wie es den Dienern des Propheten zieme, dem Schicksal zu unterwerfen, das nach ihrem Glauben auf ihre Stirne geschrieben war. Sie wurden nach den Sandhügeln im Südosten von Jaffa geleitet, daselbst in kleine Abtheilungen getheilt und mit Musketenschüssen getödtet. Dies dauerte ziemlich lang; den blos Verwundeten gab man, wie bei den Fusilladen in der Revolution, mit dem Bajonet vollends den Todesstoß. Ihre Körper wurden auf einander geschichtet und bildeten eine Pyramide, die jetzt noch zu sehen ist, und die, wie sie früher aus blutigen Leichnamen bestand, jetzt aus menschlichen Gebeinen besteht.

Man wollte diese That, eben weil sie so grausam war, nicht recht glauben, obgleich es an Beweisen nicht fehlte und die Franzosen selbst sie niemals läugneten. Allein Napoleon selbst bekannte geradezu die Wahrheit derselben, sowohl dem Lord Ebrington, als dem Doktor O'Meara. Wohl konnte der Urheber dieser Grausamkeit dem Direktorium berichten, der Sturm von Jaffa sey mit Gräueln begleitet gewesen, wie er noch nie gesehen habe. Buonaparte führte zu seiner Vertheidigung an, dieses Blutbad sey durch die Kriegsgesetze gerechtfertigt; — der Gouverneur von Jaffa habe dem Herold, der ihn zur Uebergabe auffordern sollte, den Kopf abschlagen lassen; — jene Türken hätten zu der Besatzung von El Arisch gehört und sich verbindlich gemacht, nicht mehr gegen die Franzosen zu dienen, und seyen dem ungeachtet gleich darauf, gegen die eingegangene Kapitulation mit den Waffen in der Hand in Jaffa angetroffen worden — und hätten eben darum nach den Kriegsgesetzen das Leben verwirkt — „Wellington selbst," sagte er, „würde in einem solchen Falle eben so gehandelt haben."

Hierauf wird sich etwa Folgendes antworten lassen: Hatte sich der türkische Gouverneur wie ein Barbar benommen, was sich durch die Sitte seines Landes und durch die Grundsätze seiner Religion, zu welcher überzutreten Napoleon im Sinne hatte, einigermaßen entschuldigen läßt — so hatte der französische General dafür

durch die Erstürmung und Plünderung der Stadt wohl hinreichende Rache genommen. Hatten einige von diesen unglücklichen Türken ihr Wort gebrochen und sich wieder, ihrem Schwur zuwider, in den feindlichen Reihen betreten lassen, so konnte die Vertilgung derselben in Masse ohne alle vorläufige Untersuchung, ob dieselben auch in gleichem Maße schuldig waren, selbst durch die strengste Auslegung der Kriegsgesetze nicht gerechtfertigt werden. Gesetzt aber auch, sie seyen alle gleich strafbar gewesen, so war Napoleon allerdings befugt, ihnen, so lange sie unter den Waffen standen, den Pardon zu verweigern; allein dieses Recht hörte auf, sobald sie sich unterworfen und sich ihrer Vertheidigungsmittel begeben hatten, unter der Bedingung, die sich von selbst versteht, daß ihnen wenigstens das Leben gelassen werde.

Diese blutige That ist in der Geschichte Napoleon's ein unauslöschlicher Flecken. Doch sind wir damit nicht gemeint, ihm einen Hang zur Grausamkeit zuzuschreiben; denn ein solcher Hang ist durch nichts bewiesen, es erhellet im Gegentheil aus manchen Umständen, daß er von Natur menschlich gesinnt war. Allein er war auch ehrgeizig, trug sich mit ungeheuren und gigantischen Entwürfen und lernte mit leichter Mühe das Vergießen von Menschenblut mißachten, daß nun einmal zur Ausführung seiner Plane nicht umgangen werden konnte. Er scheint nicht sowohl auf den Ka=

rakter der Handlung, als auf die Wirkung gesehen zu haben, die sie auf seine Kombinationen haben konnte. Seine Armee war nur schwach; er mußte seinen zahlreichen Feinden Schrecken einjagen, und die angenommene Maßregel schien geeignet, einen tiefen Eindruck auf alle zu machen, die davon hören würden. Es ließ sich noch überdieß voraussehen, daß diese Leute unmittelbar nach ihrer Freilassung sich wieder mit seinen Feinden vereinigen würden. Er hatte ihren Muth kennen gelernt; sie bloß zu entwaffen wäre vergebliche Mühe gewesen, da sie sich den Säbel, ihre Nationalwaffe, leicht wieder verschaffen konnten. Sollten sie kriegsgefangen bleiben, so mußte Napoleon stärker seyn, als er war; auch wären dadurch seine Truppen in ihren Bewegungen gehindert und aufgehalten, und seine Hülfsquellen schneller erschöpft worden. Jene Art von Nothwendigkeit, in der sich die Menschen zu befinden wähnen, wenn sie den Anforderungen einer moralischen Pflicht einen Lieblingszweck nicht zum Opfer bringen wollen, — jene Nothwendigkeit, die weit füglicher eine schwer zu besiegende Versuchung genannt werden könnte, — jene Nothwendigkeit endlich, die man die Tyrannenausflucht genannt hat, war daher die Ursache des Blutbades von Jaffa, und bleibt die einzige Rechtfertigung desselben.

Es möchte scheinen, als habe der Himmel das Siegel seiner Rache auf diese Blutthat gedrückt, denn um

eben die Zeit, wo dieselbe verübt wurde, zeigte sich die Pest in der Armee. Buonaparte entwickelte bei dieser Gelegenheit einen moralischen Muth, den wir eben so preisen müssen, als wir seine Grausamkeit getadelt haben: er ging selbst in die Spitäler, und verminderte, indem er sich ohne Bedenken der Ansteckung aussetzte, das Schreckliche der Krankheit in der Meinung sowohl der Soldaten überhaupt, als auch insbesondere der Kranken, die dadurch bei gutem Muthe und folglich in der Stimmung blieben, durch welche die Genesung von dieser Krankheit am meisten bedingt ist.

Subscriptions-Anzeige
auf
eine Auswahl
aus
E. T. W. Hoffmann's
erzählenden Schriften.
Herausgegeben
von
seiner Wittwe,
Micheline Hoffmann, geb. Rorer.
Nebst
Hitzigs: Hoffmann's Leben und Nachlaß.

Achtzehn Bändchen in Taschenformat, broschirt.

Von vielen Seiten her bin ich aufgefordert worden, das biographische Werk, welches der vertrauteste Freund meines verstorbenen Ehegatten, Herr Criminaldirektor Hitzig in Berlin, im Jahre 1823 über denselben zu meinem Vortheil herausgegeben, in einer wohlfeilen Ausgabe, wie sie das Bedürfniß der jetzigen Zeit erheischt, dem Publikum vorzulegen. Ich entspreche diesem Verlangen gerne und um den Freunden Hoffmanns ein noch angenehmeres Geschenk zu machen, habe ich mich entschlossen, dieser Ausgabe eine Auswahl aus seinen früher in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w. zerstreuten erzählenden Schriften beizufügen.

Das Ganze soll in einer Sammlung von Bändchen erscheinen, über deren Anordnung u. s. w. die Herren Verleger sich in der Nachschrift näher aussprechen werden, weßhalb ich nichts weiter beizufügen habe, als die Bemerkung, daß dieselben mir für den Fall einer neuen Auflage dieses Werkes großmüthig solche Bedingungen gestellt haben, daß ich dann einem sorgenfreien Alter würde entgegensehen können. Jeder, der den Absatz desselben durch Unterzeichnung fördert, wird daher auch seinen Theil dazu beitragen, daß die durch Nachdruck und auf andre Weise vielfach beeinträchtigte Wittwe eines deutschen Lieblingsschriftstellers, der ihr nichts hinterlassen, als was sie aus seinen geistigen Erzeugnissen noch zu gewinnen vermag, nicht ganz die Früchte des ruhmvollen Lebens ihres Gatten verliere.

Micheline Hoffmann, geb. Rorer.

Zum Lobe Hoffmanns oder zur Empfehlung seiner Schriften hier etwas zu sagen, scheint uns überflüssig. Der Beifall seiner Zeitgenossen, der sich von Jahr zu Jahr steigerte und nach seinem Tode bei so manchen in Wehmuth und Bewunderung überging, überhebt uns dessen. In Beziehung auf die vorstehende öffentliche Anzeige seiner Wittwe, theilen wir hier den Plan mit, nach welchem von einem Freunde des Verstorbenen im Namen seiner Wittwe die Auswahl aus den zerstreuten Schriften Hoffmann's besorgt wurde, die in unserm Verlag erscheinen wird.

Nach diesem Plane würden die erzählenden Werke und Hitzigs treffliche Biographie in

sechs Lieferungen

oder 18 Bändchen erscheinen und zwar:

Erste Lieferung.

Erstes Bändchen: Meister Martin und seine Gesellen.
Zweites — Der unheimliche Gast. Die Automate.
Drittes — Aus Hoffmann's Leben und Nachlaß 1s Bdchen.

Zweite Lieferung.

Viertes — Signor Formica erste Abtheilung.
Fünftes — Signor Formica zweite Abtheilung. — Spielerglück
Sechstes — A. H. L. und N. 2s Bändchen.

Dritte Lieferung.

Siebentes — Doge und Dogaresse.
Achtes — Rath Kresvel. — Die Fermate.
Neuntes — A. H. L. und N. 3s Bändchen.

Vierte Lieferung.

Zehntes — Fräulein Scudery. Erste Abtheilung.
Eilftes — Fräulein Scudery. Zweite Abth. — Abenteuer dreier Freunde.
Zwölftes — A. H. L. und N. 4s Bändchen.

Fünfte Lieferung.

Dreizehntes — Der Zusammenhang der Dinge.
Vierzehntes — Datura Fastuosa.
Fünfzehntes — A. H. L. und N. 5s Bändchen.

Sechste Lieferung.

Sechzehntes — Der Kampf der Sänger. — Der Artushof.
Siebzehntes — Meister Johannes Wacht.
Achtzehntes — A. H. L. und N. 6s Bändchen.

Am 1sten Oktober dieses Jahres erscheint die erste Lieferung, und ihr wird von Monat zu Monat immer eine Lieferung folgen, so daß die ganze Sammlung im März 1828 vollständig in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Wir glauben, daß zu einer Zeit, wo Hoffmann's Erzählungen in mehrere Sprachen übersetzt wurden, und namentlich in England so großen Beifall fanden, auch sein Vaterland und seine Freunde, die ihm so manche frohe Stunden danken, den unvergeßlichen Dichter mit nicht minder warmem Antheil lohnen werde.

An der Druckeinrichtung haben wir gesucht, ein anständiges und gefälliges Aeußere, wovon Proben in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorliegen, mit möglichster Wohlfeilheit zu vereinigen. Der Subscriptionspreis ist per Bändchen:

24 Kreuzer oder 6 Groschen sächs. und $6\frac{1}{2}$ Silbrg.,

welcher immer nach Empfang der Bändchen zu bezahlen ist.

Subscribentensammler erhalten, wenn sie sich direkte an uns wenden, auf 10 Exemplare das 11te frei.

Jede solide Buchhandlung nimmt Subscription auf das Werk an.

Stuttgart, im Juni 1827.

Gebrüder Franckh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich mit einer Übersicht der französischen Revolution

Bd.: 10

Stuttgart (1827)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 7307 -6/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236489-3